

KODAK GRAY SCALE

C

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

00 A .10 .20 .30 .50 .70 M 1.00 1.30 1.60 B 1.90

black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

yellow

green

KODAK COLOR CONTROL PATCHES

These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.

R

ROBINSON CRUSOE



BEARBEITET

von
JULIUS LOHMEYER
Illustrirt
von
Carl Marr.

Verlag von Meissner & Buch, Leipzig

Kater Murr's



LAGEBUCH

verfasst von ihm selbst
illustrirt von seinem Freunde
F. Flinger
herausgegeben von **Julius Lohmeyer**
Verlag von **Meissner & Buch, Leipzig**

DAS TOLLE BUCH




von
Jul. Lohmeyer
in Reforme
Illustr. von *Paul Jaumann*

Verlag
von
Meissner & Buch, Leipzig

Bilderbücher - Verlag von

ROBINSON CRUSOE

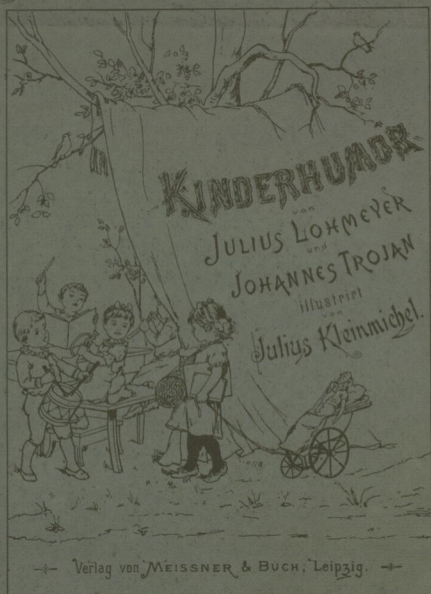


JULIUS LOHMEYER
Illustrirt
Carl Murr.
Verlag von **Meissner & Buch, Leipzig**

Kater Murr. Es ist die Lebensgeschichte des durch E. T. A. Hoffmann berühmt gewordenen Katers, welche Jul. Lohmeyer hier in sinniger Weise den Kindern von 6-12 Jahren erzählt. Die Schicksale und Abenteuer eines Vertreters der von den Kleinen so gern gebühelsten Hausgenossen, die Schilderung seiner tollen Streiche, welche immer als Folgen eigener Unvernunft der Bestrafung verfallen, bis Murr auf gute Wege lenkt und nun zum Stolz seiner Familie wird, machen das Buch zu einer ebenso unterhaltenden als erziehenden Jugend Lektüre. F. Flinger, der berühmte Kagenmaler, hat hierzu 50 Bilder geliefert, die in Farbendruck ausgeführt sind und eine reiche Fülle der charakteristischsten und humorvollsten Situationen aus dem Katen- und Hundeleben überzeugend und naturwahr wiedergeben. — (48 Seiten in groß 4^o) Elegant gebunden.

Das tolle Buch. Eine Reihe drolliger Geschichten in Versen von Victor Blüthgen, Georg Bötticher, Julius Lohmeyer, Friedrich Oldenburg und Schmidt-Cabanis für das Alter von ca. 5-10 Jahren, mit 35 lustigen Bildern von R. A. Jaumann in Farbendruck. Eine unersetzliche Quelle der Lust und Fröhlichkeit für Jung und Alt. (48 Seiten in groß 4^o) Elegant gebunden.

Robinson. Die unsere Jugend immer wieder aufs neue begeistern und fesselnden Schicksale und Abenteuer Robinson Crusoe's hat Carl Murr mit 60 in Farbendruck ausgeführten Abbildungen äußerst anschaulich und lebensvoll illustriert und so ein Bilderbuch geschaffen, in dem sich auch in der Illustration eine lebendige Situation an die andere reiht, wodurch das oft gehörte Verlangen nach einem reich illustrierten Robinson Erfüllung findet. Der Text ist von Jul. Lohmeyer bearbeitet und in innige Verbindung mit den reichen Bilderschnitt gebracht, der dem Auge auf 48 Seiten in gr. 4^o gleichzeitig mit der Lektüre die bildliche Anschauung vermittelt. Eleg. geb.



Meißner & Buch in Leipzig.

Fragemäulchen. Dem wissbegierigen Plappermäulchen antwortet die Mutter auf seine vielen Fragen, was das und jenes ist, wie es entsteht, wozu es dient etc., und während die Mutter in dem Ideenkreise der Kinder von 4-9 Jahren angepaßten Versen die Antworten erteilt, wird deren Verständnis auch noch durch 70 farbenprächtige Bilder von Carl Röhling dem Kindesauge nahe gebracht und anschaulich gemacht. Unterhaltung und Belehrung verbinden sich somit hier auf das innigste und zweckmäßigste. (48 Seiten in groß 4^o.) Elegant gebunden.

Kinderhumor. Ein Bilderbuch voll anmutiger Kindercollees und lebenswürdiger Karne mit 50 Abbildungen von Julius Kleinmichel in Farbendruck, nebst Reimen von Julius Lohmeyer und Johannes Trojan für Kinder von 4-8 Jahren. Ernst und Scherz wechseln in kleineren und größeren Gedächtnissen ab und die Darstellungen sind mit getreuem Verständnis dem Kinderleben abgelauscht und in treffenden Charakteristiken wiedergegeben. — (48 Seiten in groß 4^o.) Elegant gebunden.

Unser Hausglück. In diesem Bilderbuch bietet Woldegar Friedrich in 65 meisterhaften Aquarellen, die in Farbendruck ausgeführt sind und das Leben und Treiben der Jugend auf das anmutigste spiegeln, dem Kindeskreis im Alter von 4-9 Jahren eine Gabe dar, wie sie reizender und sinniger kaum gedacht werden kann. Jul. Lohmeyer und Frida Schanz haben diese entzückenden Bilder mit allerliebsten Versen begleitet, sodaß sich hier Bild und Wort zu einem Kinderbuch von überraschender Schönheit vereinen, das nicht allein berufen ist, in Kindesland Freude zu bereiten, sondern auch künftigen Erwachsenen großen Genuß zu gewähren. (48 Seiten in groß 4^o.) Elegant gebunden.



Robinson Crusoe's Leben und Schicksale

erzählt von
Julius Köhmer.



Mit 48 Tafeln in Farbendruck
nach Aquarellen von
CARL MARR.

Verlag von MEISSNER & BUCH, Leipzig.

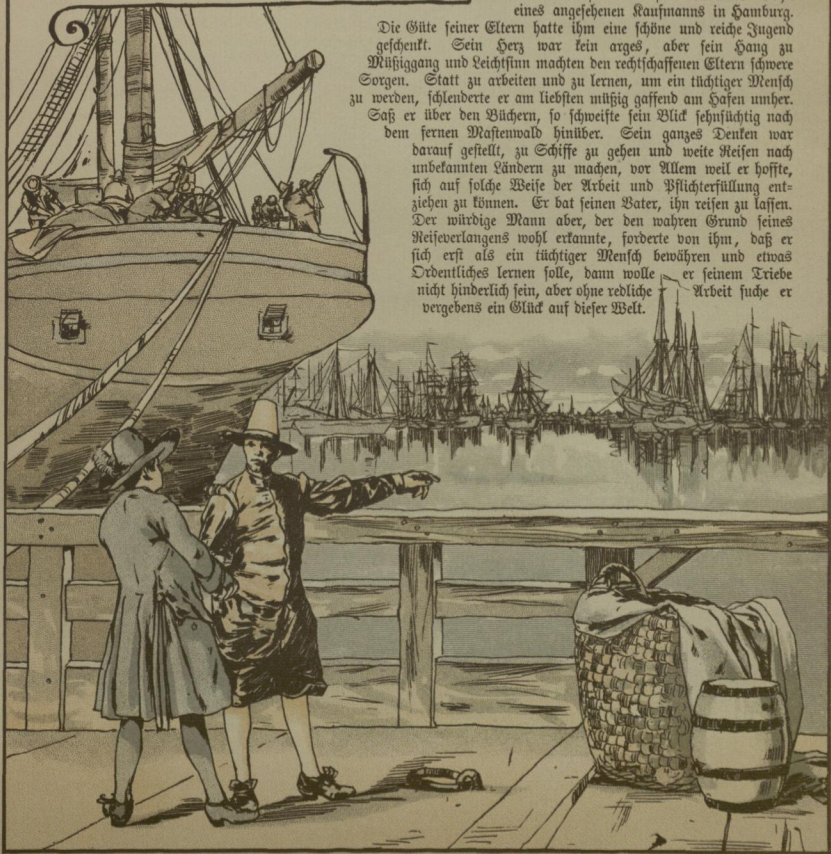


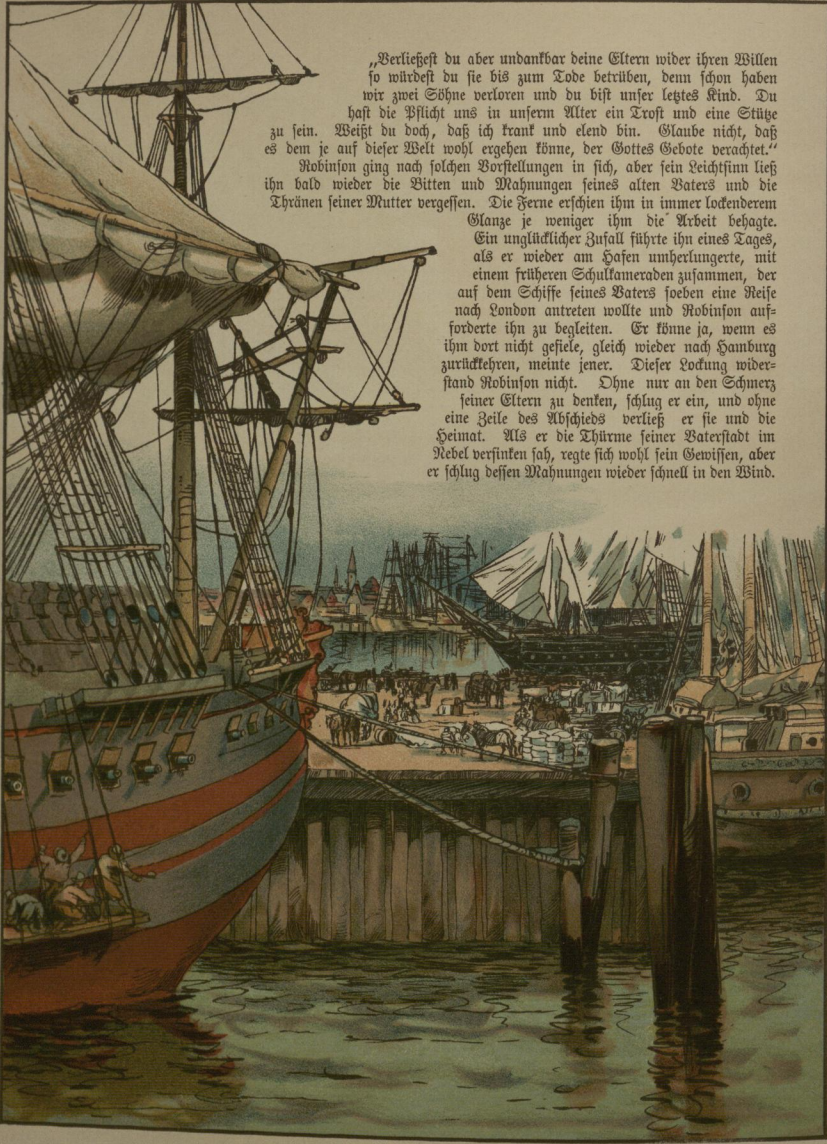
Alle Rechte vorbehalten.



Robinsons Flucht.

Robinson Crusoe war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Hamburg. Die Güte seiner Eltern hatte ihm eine schöne und reiche Jugend geschenkt. Sein Herz war kein arges, aber sein Hang zu Müßiggang und Leichtsinne machten den rechtschaffenen Eltern schwere Sorgen. Statt zu arbeiten und zu lernen, um ein tüchtiger Mensch zu werden, schlenderte er am liebsten müßig gaffend am Hafen umher. Saß er über den Büchern, so schweifte sein Blick sehnsüchtig nach dem fernen Mastenwald hinüber. Sein ganzes Denken war darauf gestellt, zu Schiffe zu gehen und weite Reisen nach unbekannten Ländern zu machen, vor Allem weil er hoffte, sich auf solche Weise der Arbeit und Pflichterfüllung entziehen zu können. Er bat seinen Vater, ihn reisen zu lassen. Der würdige Mann aber, der den wahren Grund seines Reiseverlangens wohl erkannte, forderte von ihm, daß er sich erst als ein tüchtiger Mensch bewähren und etwas Ordentliches lernen solle, dann wolle er seinem Triebe nicht hinderlich sein, aber ohne redliche Arbeit suche er vergebens ein Glück auf dieser Welt.





„Verließeſt du aber undankbar deine Eltern wider ihren Willen ſo würdeſt du ſie bis zum Tode betrüben, denn ſchon haben wir zwei Söhne verloren und du biſt unſer letztes Kind. Du haſt die Pflicht uns in unſerm Alter ein Troſt und eine Stütze zu ſein. Weiſt du doch, daß ich krank und elend bin. Glaube nicht, daß es dem je auf dieſer Welt wohl ergehen könne, der Gottes Gebote verachtet.“

Robinson ging nach ſolchen Vorſtellungen in ſich, aber ſein Leichtſinn ließ ihn bald wieder die Bitten und Mahnungen ſeines alten Vaters und die Thränen ſeiner Mutter vergeſſen.

Die Ferne erſchien ihm in immer lodenderem Glanze je weniger ihm die Arbeit behagte. Ein unglücklicher Zufall führte ihn eines Tages, als er wieder am Hafen umherlungerte, mit einem früheren Schulkameraden zuſammen, der auf dem Schiffe ſeines Vaters ſoeben eine Reiſe nach London antreten wollte und Robinson aufſorderte ihn zu begleiten. Er könne ja, wenn es ihm dort nicht gefiele, gleich wieder nach Hamburg zurückkehren, meinte jener. Dieſer Lockung widerſtand Robinson nicht. Ohne nur an den Schmerz ſeiner Eltern zu denken, ſchlug er ein, und ohne eine Zeile des Abſchieds verließ er ſie und die Heimat. Als er die Thürme ſeiner Vaterſtadt im Nebel verſinken ſah, regte ſich wohl ſein Gewiſſen, aber er ſchlug deſſen Mahnungen wieder ſchnell in den Wind.





Der Sturm und Untergang.

Die Fahrt gieng gut von statten; am sechsten Tage erreichte das Schiff die Höhe von Yarmouth; hier aber mußte es widriger Winde wegen still liegen und Anker werfen. Am achten Morgen erwachte ein heftiger Sturm, so daß die oberen Segel eingezogen werden mußten.

Der Kapitain mußte die Rothanker auswerfen lassen. Der Sturm raste und tobte fort. Robinson wurde von immer tieferer Angst und von allen Schreden der Seekrankheit erfaßt. Er stürzte aus der Kajüte auf das Verdeck. Ein furchtbarer Anblick bot sich ihm dar. Hohe Wasserberge brachen in immer kürzeren Zwischenräumen auf das Schiff herein und drohten es zu verschlingen. Die Matrosen, die mit verzweifelten Gesichtern an ihm vorüber stürzten, stießen den mühsigen Gesser unwillig beiseite. Seine Kniee schlotterten, sein ganzer Körper erbebte vor Todesangst. Gewissensqualen folterten ihn dabei, denn zum ersten Male gedachte er der Warnungen seines Vaters, der Sorge und Betrübniß, die er seiner Mutter bereitet. Bittere Reue erfüllte ihn. Er sah die Vergeltung seiner Schuld über sich kommen. Der Sturm wuchs von Stunde zu Stunde. Gegen Abend mußten die

Masken gelappt werden. Eine mastlose Barke trieb schon in der Ferne vorüber. Nahe der Küste sah er ein Schiff versinken. In tiefer Seelenangst gelobte er, zu seinen Eltern zurückzukehren, wenn Gott ihn nur noch einmal erretten wollte. Gegen Mitternacht wurde ein Leck im Schiffsraume entdeckt. Das Wasser stand schon vier Fuß hoch im Raume. Alles, was Hände hatte, mußte an die Pumpen. Der Bootsmann rüttelte Robinson aus seiner Betäubung wach. Er mußte mit angreifen. Er arbeitete mit der Kraft der Verzweiflung. Trotz aller Anstrengungen stieg das Wasser immer höher und das Schiff begann merklich zu sinken. Nirgendes war ein rettendes Fahrzeug zu erblicken. Die Nothschüsse erdröhnten nun alle Minuten. Man ließ ein Boot hinab, aber Sturm und Wogen rissen es hinweg.

Alle, wetterharte Matrosen sanken auf die Kniee und flehten Gott um Rettung an. Aber kein Gebet wagte sich auf Robinsons Lippen. Er sah das gerechte Strafgericht Gottes über sich hereinbrechen. Verzweifelt sank er zusammen und seine Sinne vergingen.

Die Rettung.

Plötzlich erwachte er von einem heftigen Stof. Er fühlte sich erschüt und faß sich in ein fremdes Boot geschleudert. Badere Männer von einem neuen Fahrzeuge, durch die Nothsignale herbeigerufen, hatten ihr Leben daran gesetzt, die Untergehenden zu retten. Lange hatten sie vergeblich gegen Sturm und Wogen gekämpft. Endlich legte sich der Sturm etwas. Sie konnten sich dem Schiffe nähern, und es gelang ihnen, ein Tau zu erfassen, das man ihnen von dort aus warf. Es war die höchste Zeit. Mitleidig hatte der Bootsmann auch den ohnmächtigen Robinson noch aufgerafft und in's Boot hinabgelassen. Die ganze Mannschaft wurde geborgen. Schnell ruderten sie vom Schiffe hinweg, das schon wenige Augenblicke darauf versank. Robinson schrie

vor Entsetzen auf. Glücklich gelang es den braven Leuten, die Geretteten durch die tobende Brandung an's Land zu bringen. Erschüttert und beglückt dankten die Armen ihren Rettern. Menschenfreundliche Kaufleute in Yarmouth nahmen sich ihrer an, gaben ihnen Obdach und Nahrung und schossen Geld für ihre Weiterreise zusammen.

Robinson hätte nun zu seinen Eltern zurückkehren können, die ihn liebevoll aufgenommen und ihm verziehen haben würden. Auch der Schiffsherr, der nun erst erfuhr, daß er die Reise ohne Vorwissen seiner Eltern unternommen, redete väterlich in sein Gewissen. Aber die Matrosen, die bei Spiel und Trunk bald die überstandene Gefahr vergaßen, verspotteten das Mutteröhnchen, dem nun der Mut gesunken sei und — so vergaß Robinson bald alle seine heiligen Vorsätze und begleitete seinen Freund noch nach London.



Die Reise nach Guinea.

Robinson durchstreifte London. Es kam ihm jetzt sehr zu gut, daß in seinem Vaterhause viel englisch gesprochen wurde, da seine Mutter eine geborene Schottin war. Das Leben in der Millionenstadt beraufschte ihn. Er dachte nur daran, wie er die ferne Welt kennen lernen und mühelos reich werden könne, ohne doch als Matrose dienen zu brauchen.

Inzwischen war seine geringe Baarschaft bei lustigen Gelagen mit einigen seiner Schiffsgenossen bald verzehrt und der Hunger stellte sich ein. Da erinnerte er sich eines wohlhabenden, entfernten Verwandten. Er eröffnete dem wohlwollenden Kaufmann seine Lage, ohne ihn jedoch von seiner schmählichen Flucht etwas zu sagen. Der treffliche Mann, der seinem Vater dankbar zu sein Ursache hatte, schenkte ihm Vertrauen und gab ihm ein Darlehn von 100 Thalern. Ein glücklicher Zufall ließ Robinson zu dieser Zeit die Bekanntschaft eines biederen Schiffskapitains machen, der vor kurzem von Guinea zurückgekehrt war, wo er gute Geschäfte gemacht, und der eben im Begriff stand, eine zweite Reise dorthin anzutreten. Dieser fand Gefallen an dem einnehmenden Wesen des begabten Jünglings und brachte ihm geprüfungsweise manche Kenntniße bei, die dem Seemann unentbehrlich sind, ja er erklärte sich bereit, Robinson unentgeltlich mitzunehmen und riet ihm, für den größten Theil seiner Baarschaft: Glasperlen, Spielwaaren, Messer und Beile einzukaufen, um mit den Negern der Küste Tauschhandel treiben und für diese Dinge Goldstaub und Elfenbein einhandeln zu können. Robinson war über diese Aussichten sehr glücklich. Er dachte kaum mehr an seine armen, verlassenen Eltern und schied leichtem Herzens, als an einem schönen Herbstabend die „Hoffnung“, so hieß das stattliche Kauffahrtschiff, in die See stach.

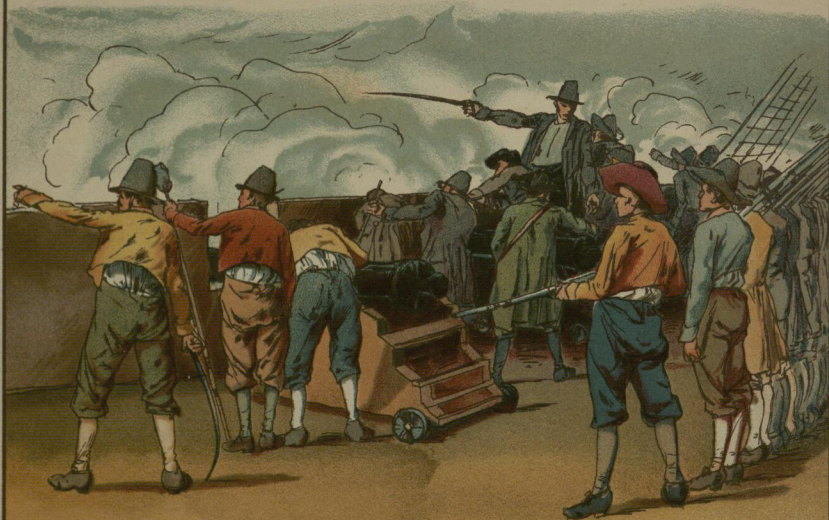


Der Kampf mit den Seeräubern.

Mit günstigem Winde hatten sie die kanarischen Inseln erreicht, als eines Morgens die ganze Mannschaft alarmiert wurde. Der Kapitain hatte schon längere Zeit ein großes Piratenschiff beobachtet, das mit vollen Segeln auf die „Hoffnung“ zusteuerte. Er ließ Segel aufhängen, soviel die Masten tragen konnten, um den Räubern zu entkommen, aber diese segelten schneller als die „Hoffnung.“

Fast acht Stunden dauerte die Jagd. Aber der Korzar kam näher und näher, und gegen 3 Uhr Nachmittags war er in Schußweite. Er hatte 18 Kanonen, während die „Hoffnung“ nur 12 besaß. Trotzdem mußte der Kapitain nun sofort den ungleichen Kampf aufnehmen. Die ganze Mannschaft stand mit Gewehren, Pistolen und Säbeln bewaffnet auf dem Verdeck. Der Kapitain ließ die erste Salve der ganzen Breitseite, aus 6 Geschützen abgeben. Das Korzarschiff wich zur Seite, aber plötzlich gelang es ihm, ganz dicht an die „Hoffnung“ heranzukommen und unter einem mörderischen Gewehrfeuer die Entershausen auszuwerfen. Trotzdem die Mannschaft demselben wader antwortete, lag das feindliche Schiff doch binnen wenigen Minuten Vord an Vord mit

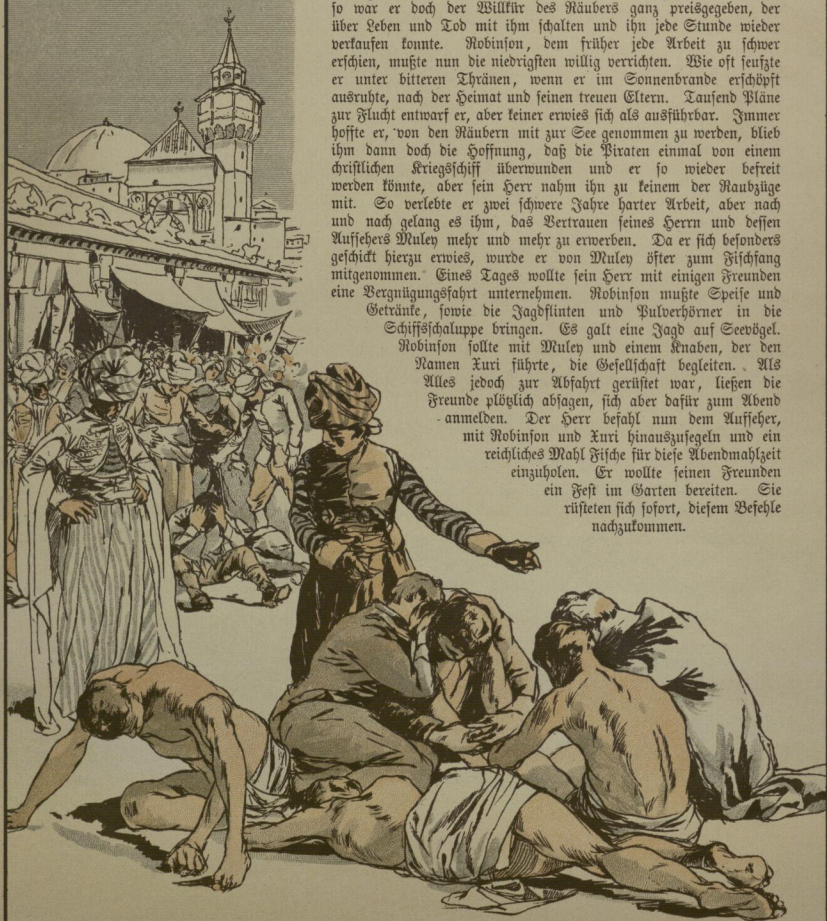
der „Hoffnung.“ An 60 Seeräuber sprangen auf ihr Verdeck. Die Leute wehrten sich heldenmütig und vertrieben die Muselmänner zweimal von dem Schiff, endlich aber mußten sie der Uebermacht der Räuber weichen, die in immer dichteren Haufen herandrängten. Die Mannschaften an den Kanonen wurden zuerst niedergestreckt. Überall wütheten die krummen Säbel. Am heftigsten wurde in der Kajüte des Kapitains gekämpft, die dieser mit zwölf Mann verteidigte. Es entspann sich nun ein wüthender Kampf von Raum zu Raum. Aber nachdem fünf Matrosen und der brave Kapitain selbst gefallen und an zwölf andere verwundet waren, mußte sich der Rest, dem auch Robinson angehörte, den Korzaren ergeben. Alle wurden gefangen genommen und viele erst unter wüthendem Ringen von dem Feinde geseffelt. Robinson hatte wie ein Mann gekämpft, aber auch er lag nun geknebelt im Schiffsraum. Die Gefangenen sahen einem harten Schicksal entgegen. Am andern Tage landete das Schiff. Sie wurden ausgeladen und erfuhren, daß sie sich in Saleh an der Küste von Marokko befanden.





Robinson in der Sklaverei.

Die armen Gefangenen wurden alsbald auf den Sklavenmarkt gebracht und in das Innere des Landes verkauft. Robinson traf zum Glück ein milderer Verkauf. Der Hauptmann des Raubschiffes hatte ihn, da er jung und gewandt war, für sich selbst als Sklave behalten und ließ ihn in Haus und Garten allerlei notwendige Arbeiten verrichten. Wurde er auch nicht gerade mißhandelt, so war er doch der Willkür des Räubers ganz preisgegeben, der über Leben und Tod mit ihm schalten und ihn jede Stunde wieder verkaufen konnte. Robinson, dem früher jede Arbeit zu schwer erschien, mußte nun die niedrigsten willig verrichten. Wie oft seufzte er unter bitteren Thränen, wenn er im Sonnenbrande erschöpft ausruhte, nach der Heimat und seinen treuen Eltern. Tausend Pläne zur Flucht entwarf er, aber keiner erwies sich als ausführbar. Immer hoffte er, von den Räubern mit zur See genommen zu werden, blieb ihm dann doch die Hoffnung, daß die Piraten einmal von einem christlichen Kriegsschiff überwunden und er so wieder befreit werden könnte, aber sein Herr nahm ihn zu seinem der Raubzüge mit. So verlebte er zwei schwere Jahre harter Arbeit, aber nach und nach gelang es ihm, das Vertrauen seines Herrn und dessen Aufsehers Muley mehr und mehr zu erwerben. Da er sich besonders geschickt hierzu erwies, wurde er von Muley öfter zum Fischfang mitgenommen. Eines Tages wollte sein Herr mit einigen Freunden eine Vergnügungsfahrt unternehmen. Robinson mußte Speise und Getränke, sowie die Jagdflinten und Pulverhörner in die Schiffschaluppe bringen. Es galt eine Jagd auf Seevögel. Robinson sollte mit Muley und einem Knaben, der den Namen Kuri führte, die Gesellschaft begleiten. Als Alles jedoch zur Abfahrt gerüstet war, ließen die Freunde plötzlich abgahn, sich aber dafür zum Abend anmelden. Der Herr befahl nun dem Aufseher, mit Robinson und Kuri hinauszu segeln und ein reichliches Mahl Fische für diese Abendmahlzeit einzuholen. Er wollte seinen Freunden ein Fest im Garten bereiten. Sie rüsteten sich sofort, diesem Befehle nachzukommen.



Robinsons Flucht und Rettung.



Kaum hatte Robinson von diesem Befehl Kunde erhalten, als er sogleich einen Plan für seine Befreiung erfaßte. Heimlich barg er einige Werkzeuge und Nahrungsmittel im Boot und schiffte guter Hoffnung mit Muley und Xuri zum Hafen hinaus. Die Vögelchen, Speisen und Getränke waren zum Glück im Fahrzeug geblieben. Als sie den Hafen verlassen hatten, schickten sie sich alsbald an, die Netze auszuwerfen, fingen aber nichts.

Robinson, der sich stets als der geschickteste von ihnen beim Fischfang gezeigt hatte, riet, weiter in's offene Meer hinauszufahren und übergab Xuri das Steueruder. „Jetzt oder nie!“ rief er sich zu, als er sich etwa eine halbe Meile vom Ufer entfernt sah. Er schlich sich hinter

Muley, bückte sich, als wollte er hier etwas aufheben, sagte ihn aber plötzlich mit aller Kraft um den Leib und schleuderte ihn über Bord. Xuri sprang entsetzt auf. Sofort aber tauchte auch Muley, der Robinson übrigens als guter Schwimmer bekannt war, wieder aus dem Wasser auf und schwamm mit wüthendem Rufen dem Boot zu, aber schon hatte Robinson eine der gelabenen Flinten ergriffen, legte sie auf Muley an und rief ihm gebietend zu: „Nahst du dem Boot, so jage ich dir eine Kugel durch den Kopf, schwimmst du aber an's Land — die See ist ruhig — so hast du nichts von mir zu fürchten.“ Muley sah, daß es Robinson bitterer Ernst war und wandte sich daher dem Lande zu. Der Knabe Xuri aber stürzte vor Robinson nieder und flehte ihn an, sein Leben zu schonen. Robinson ließ ihn schwören, daß er ihm in allem gehorham sein wolle und segelte nun rasch in die weite See hinaus. Anfangs lenkte er die Schaluppe nach den spanischen Gefilden zu, als aber Muley seinen Blicken entschwunden war, wandte er sich südlich und hielt sich immer dicht an der afrikanischen Küste. Bei günstigem Winde setzten sie 5 Tage ihre Fahrt fort, bis sich Robinson vor jeder Verfolgung sicher fühlte.

Nun warf er an der Mündung eines kleinen Flusses Anker, denn das Trinkwasser war ihnen zu Ende gegangen. Aber sie wagten nicht, an das Land zu steigen, da sie in der Ferne das unheimliche Gebrüll wilder Thiere vernahmen und ruberten daher den Fluß aufwärts.

Die Ufer boten nur kahle Felsen, aber zum Glück fehlte es im Fluß nicht an Fischen und mit seinem Wasser konnten sie vorläufig ihren brennenden Durst stillen. Gegen Abend gelangten sie in eine Bucht und wollten hier übernachten. Da bemerkte Xuri unter einem Felsenvorsprung einen schlafenden Löwen, vorsichtig näherten sie das Boot dem Ufer und aus thönlischer Nähe feuerte Robinson seine Vögelchen auf das Raubthier ab. Robinsons Kugel durchbohrte ihm den Kopf. Aber mit wüthendem Gebrüll



sprang der Löwe empor und seinen Angreifer entgegen, jedoch wenige Augenblicke darauf stürzte er rückelnd zusammen. Robinson und Xuri stiegen nach einer Weile vorsichtig an das Land und zogen dem getödteten Thiere das Fell ab. Da Alles ruhig blieb, wagten sie vorwärts in das Gebüsch zu dringen. Zum Glück entdeckten sie nicht zu fern eine Duell und konnten ihre Schiffstonsen hier füllen. Aber Robinson hielt es für geraten, die weitere Fahrt in das Innere aufzugeben und an die Küste zurückzukehren, wo sie am andern Morgen auch wieder anlangten und zwar zu ihrem Heil, denn gegen

Mittag entdeckte Kuri ein Schiff. Er weckte den schlafenden Robinson. Welch ein Anblick bot sich diesem dar; ein stattlicher, europäischer Dreimaster war in Sicht. Robinson sprang freudig empor. Mit äußerster Anstrengung suchte er sein Boot dem Schiffe zu nähern, immer von Zeit zu Zeit Schüsse aus seiner Pike abgebend. Anfangs wurden diese nicht beachtet, aber nach einer Weile bemerkte er zu seiner Freude, daß das Schiff im Lauf einhielt und offenbar die Annäherung seines Bootes erwartete. Nun ruderten beide mit Anspannung aller ihrer Kräfte dem Schiffe zu und wirklich gelang es ihnen, nach Verlauf einer Stunde, das mächtige Fahrzeug zu erreichen. Mit freudigen

Gefühlen stiegen sie an Bord, nun vor der Verfolgung und der Rache der Seeräuber sicher.

Die Insel.

Am Morgen des sechsten Tages erhob sich ein heftiger Sturm, der gegen Abend zum Orkan anschwellte. Das Schiff schwanke wie eine Kuschale auf den hohen Wogen, die es den karaisischen Inseln zutrieben. Zwei Tage rang es in furchtbarer Gefahr. Am dritten Morgen erschallte plötzlich der Ruf: „Land“. Aber fast zu gleicher Zeit begann ein noch nöthigeres Rufen der Elemente. Das



Schiff drohte jeden Augenblick verschlungen zu werden. Steuerlos trieb es dem Lande zu. Schon waren die Masten gekappt. Plötzlich saß es unter entsetzlichem Krachen auf einer Sandbank fest und die Wogen schlugen über dem versenkten Fahrzeug zusammen. Dennoch aber gelang es dem Rest der Mannschaft, ihre letzte Schlimpe auszufegen. Sie kämpften in Todesverzweiflung gegen die heranstürmenden Wogen, die das Boot der Küste zupeitschten, während das Wrack in der Ferne versank. Plötzlich aber raste eineiesenwoge heran. Ein gräßlicher Schrei erschallte und Boot und Mannschaft waren im nächsten Augenblick vom Meer verschlungen. Auch Robinson gieng mit den Unglücklichen unter, aber es gelang ihm, sich noch einen Moment empor zu arbeiten und einen tiefen Athemzug zu thun.

Im nächsten Augenblick wurde er jedoch von den brandenden Fluten schon wieder hinabgerissen. Aber er hatte die nahe Küste gesehen und wieder eine Brust voll Luft geschöpft und so rang er mit letzter Kraft sich empor und dem Strande zu. Da faßte er plötzlich Grund und fühlte sich neu belebt, aber schon wieder rissen ihn die anprallenden Wogen mit trüftigem Ruck hinweg, bis plötzlich ein gewaltiger Schlag seine Brust traf.

Er war auf einen flachen Felsen geschleudert worden und wäre verloren gewesen, wenn er bei dem nächsten Wogenanprall nicht die Besinnung wieder erlangt gehabt hätte. Aber er konnte sich noch durch Vorwärtstürzen retten. Nun aber brach er zum Tode erschöpft zusammen. Lange lag er so. Endlich leuchtete wieder Bewußtsein in ihm auf. Eine nie



gelammte Glückseligkeit durchströmte ihn. Er fühlte sich gerettet. Aber wo war er? Boot und Schiff waren verschwunden. Er war allein. Er taumelte vorwärts. Ein prächtiger Wald erhob sich auf der Klippenwand über ihm. Jetzt hatte er die steile Fels-
höhe erklommen. Unter ihm tobte die Brandung fort. Mächtige Schatten nahmen ihn auf. Ueberwältigt von Wonne und Entzücken sank er im Walde nieder, Thränen brachen aus seinen Augen und ein heißes Dankgebet stieg aus seinem verwaissten Herzen zu dem Zweigen empor.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß jeden Augenblick wilde Thiere oder Menschen aus dem Gestrüpp auf ihn zusitzen könnten. Er wollte fliehen. Aber wohin? Durchnäßt, von Hunger und



Durst gepieinigt, sah er um sich, der Abend brach rasch herein. Er glaubte fernes Gebrüll zu vernehmen. Voll Entsetzen sträubte sich sein Haar. Er besaß keine Waffe zu seiner Vertheidigung. Nichts als seine Kleider waren ihm geblieben. Jedes Geräusch erschreckte ihn. Er erklomm einen breitstämmigen, dichtbelaubten Baum und suchte in seinem Astenwirr einen sicheren Platz. Fernher hörte er noch das Rollen des Meeres. Sogleich fiel er in einen totähnlichen Schlaf, aus dem er wunderbar gestärkt erwachte, als schon der Osten sich hellte. Das Meer wogte nun ruhig in der Tiefe. Mit majestätischem Glanze brach die Sonne hervor.

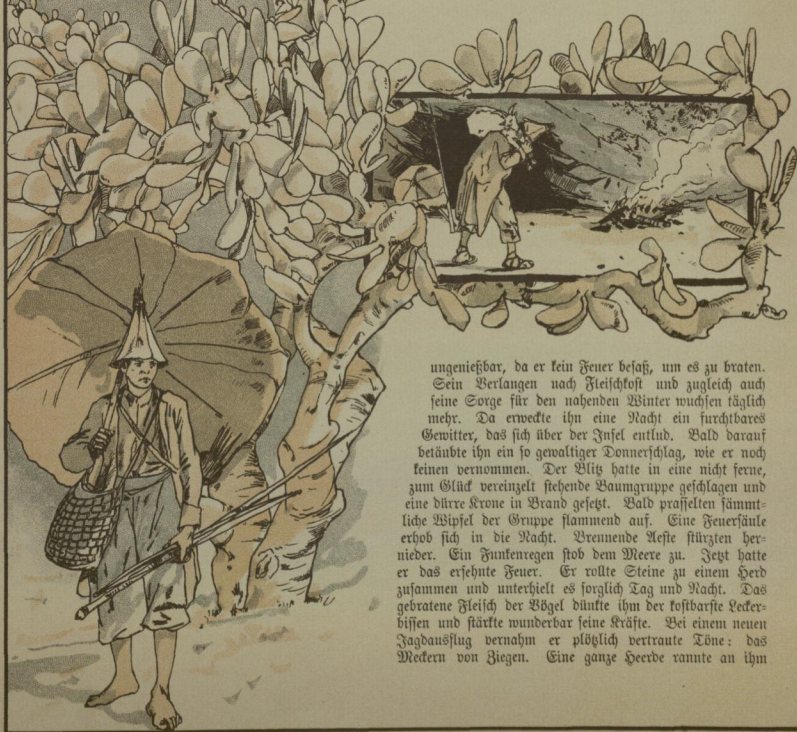
Die ersten Tage auf der Insel.

Stumpf sah er in alle diese Herrlichkeit hinein. Hunger und Durst pieinigten ihn, alle Glieder schmerzten ihn. Er stieg vom Baum herunter. Nichts regte sich um ihn. Nur einige Papageien schwärmten auf. Undurchdringliches Dornengestrüpp umgab ihn. Seltsame Blumen schauten von den Bäumen auf ihn herab, aber er fand weder eine Frucht noch eine Quelle. Plötzlich stand er wie gebannt. Wenige Schritte vor sich erblickte er eine riesige Schlange, die sich um einen Baum gewunden hatte. In Todesangst stürzte er davon. Alle seine Glieder bebten. Die Furcht vor wilden Thieren verließ ihn keine Minute mehr. Er erklimmte einen Baum auf einer Waldhöhe und hielt weite Umschau. Er befand sich auf





einer mäßig großen Insel, doch nirgends erblickte er menschliche Wohnungen oder aufsteigenden Rauch. Ein Gefühl tiefer Einsamkeit überkam ihn. Die Sonne brante immer heißer. Er formte sich aus den Blättern einer Pfingsthaude einen Hut und des andern Tages auch eine Art Schirm, um sich vor den brennenden Strahlen zu schützen. Er entdeckte eine Höhle, die er mit großer Anstrengung erweiterte und vom Geröll reinigte. Dort schlug er seine Wohnung auf. Vor allem mußte er darauf denken, sich Waffen und Nahrung zu schaffen. Bald fand er eine Kokospalme, und lobte sich an der Milch ihrer Früchte. Mit Hilfe eines spitzen Steinsplitters, den er als Messer gebrauchte, stellte er sich Pfeil und Bogen her und aus einem zähen Wurzelgesecht knüpfte er sich eine weitmächtige Jagdtasche zurecht. Nun fühlte er sich sicherer und wagte den ersten Jagdausflug. Seine Furcht vor wilden Thieren schwand allmählich, je mehr er die Insel durchstreifte. Obgleich es ihm gelang, einige Vögel zu erlegen, blieb deren Fleisch doch für ihn



ungenießbar, da er kein Feuer besaß, um es zu braten. Sein Verlangen nach Fleischkost und zugleich auch seine Sorge für den nahenden Winter wuchsen täglich mehr. Da erweckte ihn eine Nacht ein furchtbares Gewitter, das sich über der Insel entlud. Bald darauf betäubte ihn ein so gewaltiger Donnerschlag, wie er noch keinen vernommen. Der Blitz hatte in eine nicht ferne, zum Glück vereinzelt stehende Baumgruppe geschlagen und eine dürre Krone in Brand gesetzt. Bald prasselten sämtliche Wipfel der Gruppe flammend auf. Eine Feuerfäule erhob sich in die Nacht. Brennende Äste stürzten hernieder. Ein Funkenregen stob dem Meere zu. Jetzt hatte er das ersehnte Feuer. Er rollte Steine zu einem Herd zusammen und unterhielt es sorglich Tag und Nacht. Das gebratene Fleisch der Vögel blühte ihm der kostbarste Leckerbissen und stärkte wunderbar seine Kräfte. Bei einem neuen Jagdausflug vernahm er plötzlich vertraute Töne: das Rosten von Riegen. Eine ganze Herde rannte an ihm



vorüber. Diese Laute entzückten ihn, da sie ihm die Hoffnung vorzauberten, Menschen zu finden. Von brennendster Sehnsucht erfaßt, endlich solche zu entdecken, durchstreifte er tagelang die Wildnis — aber keine Spur deutete auf menschliche Bewohner. Erschöpft suchte er wieder den Strand. Da vernahm er wieder das klägliche Gemeder einer Ziege, wie einen Gruß aus der Heimat. Er durchbrach das Gebüsch und sah eine, wohl durch einen Sturz am rechten Hinterbein verletzte, alte Ziege mühsam einen Abhang hinabhinken. Er klonn ihr entgegen. Sie konnte ihm nicht weit entfliehen. Robinson war glücklich über diesen Rang und trug die sich Sträubende so schnell er es vermochte an seine Feuerstätte. Ja, er besaß wieder ein Heim. Sorgfältig wusch er der Ziege die Wunde aus und verband sie mit einem Fegen seines Hemdes, dann bereitete er ihr vor der Höhle ein weiches Lager. Das Thier lohnte ihm bald diese Wohlthat durch sein zutrauliches Weien. Er hatte endlich ein Geschöpf, das ihn kannte, für das er sorgen konnte. Es war ihm als habe er einen Vertrauten, einen Freund in seiner Einsamkeit gefunden. Sehnsüchtig suchte er nach einem Strahl des Vertrauens, des Verständnisses in dem Auge des zahmen Geschöpfes, das ihm bald wie ein treuer Hund folgte oder bei der Heimkehr mit freudigen Gemeder empfing. Dabei gewahrte ihm die Milch des Thieres, welche er in den Schalen der Kokosnuß aufging, eine köstliche Labe, die er daheim einst so gering geschätzt hatte. Da

die Sonnenglut aber die aufgestellte Milch und die Schildkröten Eier, die er seit einiger Zeit am Strande fand, schnell verdarb, mußte Robinson daran denken, sich einen Keller zu graben. Die Arbeit ging langsam von statten, denn er mußte sich dabei statt des Spatens einer flachen, scharfkantigen Muschel bedienen, die er an einem Stock befestigt hatte.

Bald sollte sich auch seine Gesellschaft vermehren. Robinson brachte eines Abends einen jungen Papagei mit heim, der durch einen Steinwurf betäubt, sich leicht hatte fangen lassen. Das gelehrt Thier lernte rasch eine Anzahl Worte nachsprechen und entzückte den Einsamen durch die der menschlichen Sprache ähnlichen Laute, mit denen es ihn am Morgen und beim Nachhausekehren begrüßte. Am selben Tage fand er eine gefallene Ziege, deren Fell er abzog, trocknete und fortan als Schlafbede gebrauchte.

Nachdem Robinson auch den westlichen Theil der Insel durchforstet hatte, ohne eine Spur von Menschen oder Menschenhand zu entdecken, wurde es ihm immer mehr zur Gewisheit, daß er auf ein völlig unbewohntes Eiland verschlagen worden sei, und eine große Traurigkeit bemächtigte sich seiner, denn auch seine Hoffnung, daß ein Schiff hier landen und ihn endlich erlösen möchte, sank mit dieser Gewisheit immer mehr.

Bei einem seiner Streifzüge hatte er auf einem großen Weideplatz im Walde eine mächtige Heerde wilder Ziegen gefunden, und ihre Spuren bis zu einer ausgetrockneten Salzlaache verfolgt, welche ihm



fortan die köstliche Gottesgabe des Salzes liefern mußte, die er bisher bei seiner Speise so schwer vermist hatte.

Robinson beschloß, alles daran zu setzen, einige der Ziegen lebendig einzufangen. Nachdem er aus langen Bastfasern sich einige Seilschlingen hergestellt, lauerte er der arglosen Herde auf ihrer Fährte zur Salzlake auf, und es glückte ihm bald, eine kräftige Mutterziege mit seinem Fangseil zu Falle zu bringen. Ein junges Ficklein blieb meckend bei der Gefangenen zurück, während die Herde nach allen Seiten auseinanderstob. Er trug die gefesselte Alte auf den Schultern heim und das junge Thier folgte ihm willig nach. Unterwegs überaschte ihn ein schweres Unwetter, der Regen goß in Strömen, er kam völlig durchnäßt mit seiner Beute heim und suchte am Feuer seine Kleider nothdürftig zu trocknen.

Robinsons Krankheit.

In der Nacht erwachte er mit heftigem Schüttelfrost. Er vermochte sich am Morgen nur noch mit Anstrengung zur Quelle zu schleppen. Gegen Mittag versiel er in ein heftiges Fieber. Bald war das Wasser verbraucht und brennender Durst begann ihn zu quälen, aber er vermochte schon nicht mehr, sich von seinem Lager zu erheben. Die Fieberhitze steigerte sich von Stunde zu Stunde. Wüthende Kopfschmerzen schienen ihm die Stirn zer Sprengen zu wollen. Schlaflos wandte er sich in Qualen auf seinem Seegras-

lager umher und grub seine Hände vor Schmerzen in die Felswand ein. Nur seine treue, zahme Ziege verließ ihn nicht, aber diese hatte keine Milch und das Meckern der Hungerigen beunruhigte ihn unaussprechlich. Bis zu der Mutterziege jedoch, die er an einen Baum gebunden hatte, vermochte er sich nicht mehr hinzuschleppen, um seinen Durst an ihrem Euter zu löschen. Die tödtliche Angst, hier verhungern und verdursten zu müssen, folterte ihn Tag und Nacht. Er dachte daran, wie treu seine Eltern ihn bei jeder Krankheit gepflegt, an seinem Lager gewacht und mit welcher Freude sie sein Wiedergenesen stets beglückt hatten, die Theuren, die er so undankbar verlassen und denen er so schwere Trübsal und Herzleid bereitet hatte. In seinen Fieberphantasien erschienen ihm die grangebeugte Gestalt seines Vaters und das trummerleiche Antlitz seiner Mutter. In seiner hilflosen Verlassenheit streckte er sehnachtsvoll seine Arme nach ihnen aus, aber sie schienen sich fester von ihm abzuwenden. Die Fieberglut wurde immer größer, sein Athem immer kürzer und seine Lippen brannten. In seiner Herzensangst wollte er beten, aber die Laute erstarben auf seinen Lippen. Er fühlte sich als ein Ausgestoßener, als ein Verrorsener und fand den Mut nicht mehr, Gott um Hülfe anzusprechen. Die tiefste Verzweiflung überkam ihn. Er glaubte hier, von Gott und Menschen verlassen, sterben zu müssen und mußte sein Schicksal doch als eine gerechte Strafe ansehen. Es quälte ihn, daß niemand ihn bereuen, niemand ihn vermissen würde. Seine Augen füllten

sich mit Thränen und sein Herz wurde von tiefster Reue ergriffen. Unwillkürlich falteten sich seine Hände und inbrünstig flehte er endlich zu Gott, nicht mehr um sein Leben, sondern um Verzeihung seiner Sünden. Da kam eine erquickende Ruhe über ihn. Er fühlte sich erheben und gekräftigt und versank in einen tiefen Schlaf. Als er endlich wieder erwachte, fand er sich von wunderbarer Kraft aufs Neue durchdrungen. Er mußte eine Nacht und einen Tag hindurch geschlafen haben, denn die Sonne war eben wieder im Untergehen. Das heftige Fieber war gewichen.

Die Genesung.

Seine Genesung schritt nur langsam vorwärts, aber an einem der nächsten Tage

vermochte er sich doch schon, auf einen Stod gestützt, einige Schritte fortzu bewegen. Seine hungrigen

Ziegen begrüßten ihn mit freudigen Sprüngen. Auch sein Papagei rief ihm erfreut Laute der Begrüßung entgegen. Welche Bäume war es ihm,

als er sich zum ersten Male wieder am

Euter der Mutterziege, das sie ihm willig bot, laben konnte. Bald konnte

er auch seine fast verhungerten Thiere wieder mit Wasser und Futter versorgen.

Mit großem Schrecken hatte er freilich gesehen,

daß sich auf seiner Feuerstätte keine glimmende Kohle

mehr befand, aber das tiefe Dankgefühl, das er über seine Rettung emp-

pfand, ließ ihn auch diesen schweren Verlust jetzt ruhig hinnehmen. War er doch ein anderer Mensch geworden.

Er legte jetzt seine Sorge auf Gott, der ihn aufs Neue so gnädig ertetelt hatte. Die Fieberanfälle

hörten bald ganz auf und nach einigen Tagen konnte er wieder die Arbeit aufnehmen. Er beschloß vor

Allem, zu seinem Schutz einen dichten Zaun um seine Wohnstätte herzustellen und benutzte hierzu den flachlichen Feigenbaum, von dem er eine dicke Hecken-

reihe um und vor seine Höhle pflanzte.

Der Ausbruch des Kraters.

Wenige Tage nach Vollendung dieser Schutzhecke wurde er durch heftige Erdschütterungen erweckt, die sich den ganzen folgenden Tag über wieder-

holten und immer heftiger wurden. Es bemächtigte sich seiner eine große Angst. Er fürchtete von den herabstürzenden Felsmassen in seiner Höhle begraben zu werden. Am Mittag bemerkte er, daß in der Nähe ein Berg dicke Rauchwolken ausstieß und gegen Abend kam es zu einem furchtbaren Ausbruch dieses Vulkans. Eine Flammensäule stieg empor, dichter Aschen- und Feuerregen bedeckte die Insel. Steine, Schlamm und mächtige Felsstücke wurden aus dem Kratergrund weit umhergeschleudert. Der Himmel hatte sich immer schwärzer umzogen und furchtbare Gewitter entluden sich um den Vulkan. Hohe Felswände stürzten mit ungeheurem Getöse zusammen, der Sturm wüthete immer wilder und das Meer brauste in mächtigen Wogen auf. Robinson flüchtete in das

Innere der Insel, obgleich er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, denn über-

all wankte der Boden unter den gewaltigen Erdschößen. Er stürzte

durch Wald und Thal davon. Endlich brach er von Todes-

angst und Anstrengung völlig erschöpft bewußt-

los zusammen. So lag er wohl einen

halben Tag. Als er wieder erwachte, schien

der Ausbruch vorüber zu sein. Die Erde erzitterte nur

noch von Zeit zu Zeit und auch der

Berg grollte nur noch zuweilen.

Überall fand Robinson eine unge-

heuerere Zerstörung. Gegen Abend erreichte

er seine Wohnung wieder und stieg über entwurzelte

Baumstämme und Geröllmassen in seine Höhle, in der er zu seiner

Ueberraschung seine lieben Ziegen wiedersand, die in der Tiefe ängstlich zusammengegedrückt, ihn mit freudigem Gemache bewillkommenen. Er fand zum

Glück nur wenig von seinen Arbeiten zerstört. Da der Vulkan sich mehr und mehr beruhigte, entschloß

er sich sogar, bis in die Nähe des Kraters vorzu-

dringen, um sich an der glühenden Lava Holzbrände zu entzünden und so die kostliche Gabe des Feuers

wieder zu erlangen. Es gelang ihm wirklich, einige Aeste an der Lava in Brand zu setzen und bald

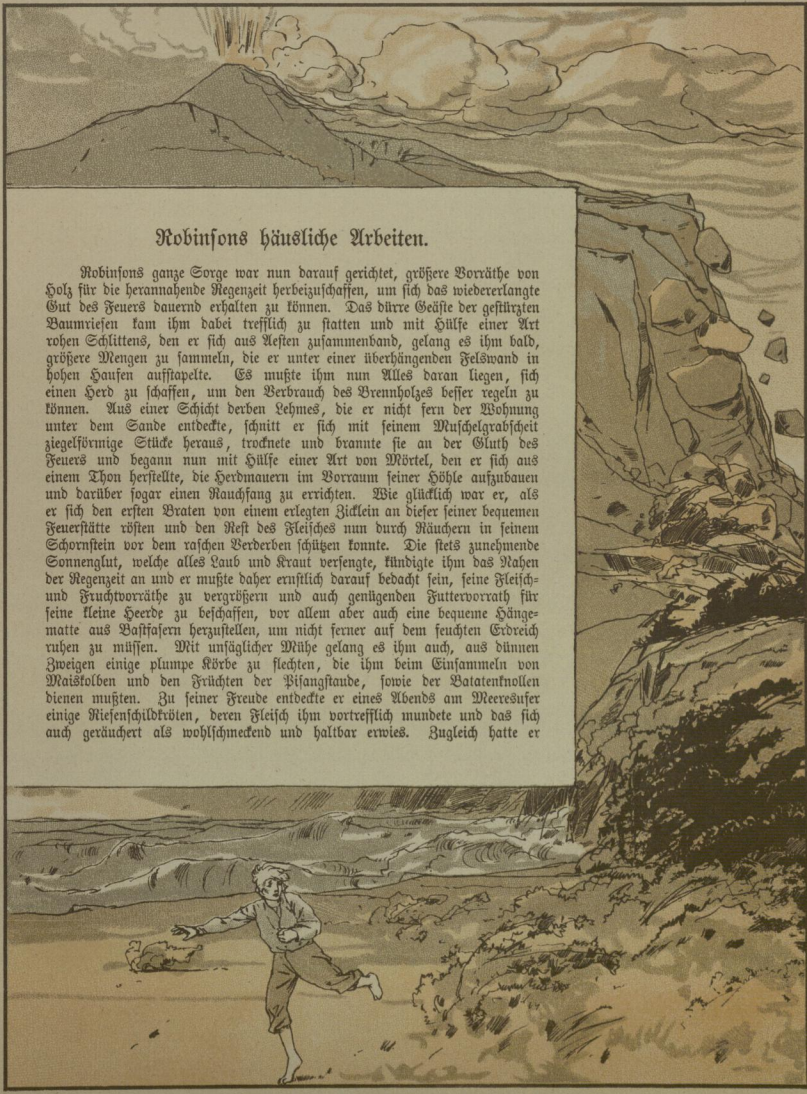
praßelte das Feuer vor seiner Höhle wieder lustig empor. Anfangs wagte Robinson nicht in seiner

Höhle zu schlafen, aber nach und nach hörten die Erdschöße ganz auf und er beruhigte sich wieder.

Nur sein Keller war verschüttet und mußte wieder ausgegraben werden, und die Quelle blieb einige

Tage aus.





Robinsons häusliche Arbeiten.

Robinsons ganze Sorge war nun darauf gerichtet, größere Vorräthe von Holz für die herannahende Regenzeit herbeizuschaffen, um sich das wiedererlangte Gut des Feuers dauernd erhalten zu können. Das dürre Geölle der gestürzten Baumriesen kam ihm dabei trefflich zu statten und mit Hülfe einer Art rohen Schlittens, den er sich aus Ästen zusammenband, gelang es ihm bald, größere Mengen zu sammeln, die er unter einer überhängenden Felswand in hohen Haufen aufstapelte. Es mußte ihm nun Alles daran liegen, sich einen Herd zu schaffen, um den Verbrauch des Brennholzes besser regeln zu können. Aus einer Schicht derben Lehmes, die er nicht fern der Wohnung unter dem Sande entdeckte, schnitt er sich mit seinem Muschelgrabstichel ziegelförmige Stüde heraus, trodnete und brannte sie an der Gluth des Feuers und begann nun mit Hülfe einer Art von Mörtel, den er sich aus einem Thon herstellte, die Herdmauern im Vorraum seiner Höhle aufzubauen und darüber sogar einen Rauchfang zu errichten. Wie glücklich war er, als er sich den ersten Braten von einem erlegten Fische an dieser seiner bequemen Feuerstätte röstete und den Rest des Fleisches nun durch Räuchern in seinem Schornstein vor dem raschen Verderben schützen konnte. Die stets zunehmende Sonnenglut, welche alles Laub und Kraut versengte, kündigte ihm das Nahen der Regenzeit an und er mußte daher ernstlich darauf bedacht sein, seine Fleisch- und Fruchtvorräthe zu verzähren und auch genügenden Futtervorrath für seine kleine Heerde zu beschaffen, vor allem aber auch eine bequeme Hängematte aus Bastfasern herzustellen, um nicht ferner auf dem feuchten Erdbreich ruhen zu müssen. Mit unsäglich Mühe gelang es ihm auch, aus dünnen Zweigen einige plumpe Körbe zu flechten, die ihm beim Einsammeln von Maiskolben und den Früchten der Pflanzstauden, sowie der Batatenknollen dienen mußten. Zu seiner Freude entdeckte er eines Abends am Meeresufer einige Riesenschildkröten, deren Fleisch ihm vortreflich mundete und das sich auch geräuchert als wohlschmedend und haltbar erwies. Zugleich hatte er

in den Schalen der mächtigen Thiere einige werthvolle Gefäße gewonnen, um die Milch der Ziegen aufstellen zu können. Auch glückte es ihm, seine Herde durch mehrere junge Ziegen zu vermehren. Einen Stuhl hatte er sich bereits aus Ästen zusammengebunden und nun ging er daran, sich auch einen Tisch herzustellen. Jede Vermehrung seiner Werkzeuge und Waffen, jede Verbesserung seines Hauswesens erfüllte ihn mit neuer Genugthung. Sein kleines Mobiliar gab seiner Behausung neben dem flackernden Herd schon einen gewissen Grad von wohlthätigem Behagen. Auch mit seinen Ziegen wurde Robinson stets vertrauter und sein Papagei, dem er den Namen Pol gab, erlegte ihm in mancher Stunde einen Gefährten. Es gelang ihm auch, die gebrannten Maiskörner zwischen Steinen zu einem groben Mehl zu zerkleinern. Er knetete einen Teig hieraus, den er dann auf heißen Steinen röstete. So gewann er eine Art rohen Gebäcks, dessen Genuß ihm sehr wohl that. Er dachte nun daran, sich einen Schuppen für seine Vorräthe zu bauen, als ihn die Regenzeit überfiel und wochenlang in seine Höhle bannte. Robinson benutzte diese Muße zu vielen kleinen Verbesserungen seines Haushaltes. Besonders stellte er sich bessere Steinwerkzeuge und mit diesen schärfere Holzspaten und dauerhaftere Vorrathskörbe her. Auch fertigte er sich einen festen Schirm, den er mit Ziegelfellen überzog und der ihn nun vor Regen wie Sonnengluth in gleicher Weise schützte. Er konnte jetzt wagen, trotz des strömenden Regens wieder weitere Ausflüge zu machen. Endlich ließen die Niederschläge nach und die Sonne brach mit doppelter Gewalt wieder durch das Gewölk.

Robinsons Kirche.

In kurzer Zeit quoll überall neues Leben aus der verdorrten Pflanzendecke hervor. Die Bäume schmückten sich mit frischen Laubkronen und die Niederungen mit einem farbenprächtigen Blumentepich. Von Baum zu Baum zogen sich wieder blühende Gewinde und der Jubelgesang der Vogelwelt erfüllte den Wald. Die Sonne strahlte feurig aus dem tiefblauen Firmament und das Meer leuchtete wieder in schimmerndem Glanze. Erde und Himmel schienen wie neu geschaffen. Auch Robinsons tief verzagtes Herz war zu neuem Leben erwacht und von einem innigen Dankgefühl gegen den gütigen Gott, der alles Dasein wieder zu freudiger Herrlichkeit erneut hatte, erfüllt. Er fühlte, daß auch ihn Gott nicht verlassen und zu einem neuen Leben erweckt habe. Er war nicht mehr allein. Die große Einsamkeit drückte ihn nicht mehr nieder. Er fühlte die Nähe Gottes und sich im Rauschen des Waldes und im Brausen des Meeres. An einem schönen Frühlingsabend weilte er auf einem Werthügel, während die Sonne in nie gekannter Pracht in das Meer verlank. Ergrißen von der Majestät dieses Schauspiel und der erhabenen Stille um sich fand er auf die Knie nieder und seine Hände falteten sich unwillkürlich zu heißem Gebet. Seine Seele löste sich in Dankesthränen auf. Er gelobte sich, welches Geschick ihm





auch bestimmt sei, und ob er nie wieder eines Menschen Antlitz sehen sollte, fortan ohne Murren den Willen Gottes zu tragen. Der Gedanke, als könne er endlich wieder der Gnade des Ewigen würdig werden, beruhigte sein Gewissen. Der schöne Platz unter Palmen, durch fromme Gedanken geheiligt, wo er diese Entschließungen gefaßt, sollte fortan seine Kirche sein. Er errichtete aus Steinen einen Altar und nahe demselben eine Bank, auf welcher er oft am Abend saß und seine Gedanken zu dem Ewigen erhob, der über den Sternen thronet, deren unendliches Heer in nie geahnter Herrlichkeit hier über ihm erglänzte.

Jeden Sonntag in der Frühe suchte er seine Kirche auf. Unter ihm lag dann die Insel in ihrer Schönheit und sein kleines Heim mit seinen Alltagsorgen, aber hier oben war Friede und erhabene Ruhe und es war ihm, als könne er hier freier mit Gott reden und fühle sich ihm näher. So verging der zweite Sommer.

Neue Verbesserung in seinem Haushalt.

Seine Kleider waren nun fast ganz zerrissen und hingen in Fetzen von seinem Leibe herab. Er mußte darauf denken, sich eine neue Hülle zu schaffen. Er schnitt sich mit Hülfe eines scharfen Steines Ziegenfelle zu einem Rock und kurzer Hose zurecht und nähte sie mit Bindfaden zusammen, den er sich aus Bastfasern hergestellt hatte. — Seine Ziegenherde vermehrte er durch manchen glücklichen Bang. Vor Allem aber sehnte er sich, einige Trink- und Kochgeschirre zu besitzen. Er fornte sich aus Thon Töpfe von verschiedener Größe. Nach und nach gelang es ihm, dieselben in immer besseren Formen herzustellen. Darauf trodnete er sie in der Sonne und brachte die getrockneten in das Feuer, aber die meisten zerbrachen und die gebrannten vermochten kein Wasser zu halten. Da erinnerte er sich, daß man sich des Salzes bediene, um eine undurchdringliche Glasur auf den Töpfen herzustellen und wirklich gelang es ihm endlich, haltbarere und nicht durchlassende Gefäße zu fertigen. Unbeschreiblich beglückend war es für ihn, als er zum ersten Male seit Jahren wieder sich den Genuß gekochten Fleisches gönnen konnte, und welches Kabsal bot ihm die ge-



kochte Milch dar, die er als Frühstück genoss! Von jetzt an freute er sich auf jede Mahlzeit. Er fertigte sich auch ein Fischnetz aus Baumfasern und konnte mit Hülfe desselben bald ein schmackhaftes Gericht Fische auf seinen Tisch bringen.

Das Weihnachtsfest.

Inzwischen zeigte ihm sein Kalender, den er sich durch Einreiben eines Holzes angelegt hatte, daß das Christfest in wenigen Tagen gefeiert würde. Das theure Bild der Heimat trat jetzt auf's Neue mit allem Zauber vor sein Gemüth. Die schöne Insel blühte jetzt in Frühlingsglanz um ihn her und doch, wie gern hätte er alle diese Pracht hingegeben, für den hohen Schnee und die strenge Kälte des nordischen Winters, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, in das trauliche Vaterhaus treten zu dürfen. — Das geheimnißvolle Treiben vor dem Feste, die feierliche Glückseligkeit dieser Tage der Liebe noch einmal wieder mit den Seinen zu genießen, war sein höchster Wunsch. Aber auch er wollte das Fest der Christenheit mitfeiern, auch er schuf sich ein Weihnachtsbäumchen und bestete es mit kleinen Lichtern, die er sich aus dem Wachs wilder Bienen und wolligen Fasern herstellte, welche ihm als Docht dienen mußten. Er suchte seine häuslichen Geschäfte, soweit dies anging, im Voraus zu besorgen, um die Festtage in Ruhe und Sammlung verbringen zu können. Als der Christabend herangekommen war, bereitete er sich ein Fischgericht und zündete, als es dunkelte, die kleinen Kerzen seines Christbaumes an, die weit hinausleuchteten in die Abenddämmerung der einsamen Uferlandschaft. Bei ihrem Glanze stürmten die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit so überwältigend durch seine Seele, daß er von heftiger Sehnsucht nach seinen guten Eltern und ihrer Vergebung übermannt in schmerzlichen Schluchzen zusammenbrach. Dann aber stand er auf, trat in die Nacht hinaus. Ein unermeßlicher Weihnachtsbaum mit Millionen von funkelnden Lichtern erschien ihm der Sternenhimmel. Sein Geist erhob sich zu dem Vater des Himmels und der Erde in inbrünstigem Gebet; er kniete unter dem Sternhimmel nieder und ein höherer Friede strömte aus der unendlichen Höhe auf ihn herab. — Auch den ersten Festtag brachte er in seiner Kirche in hohen und stillen Gedanken zu.



Wirthschaftsorgen.

Zu seiner Freude hatte die zuletzt gefangene Ziege zwei Zicklein bekommen, die ihn durch ihre munteren Sprünge ergötzten, auch vermehrte er seine Herde nun durch manchen glücklichen Fang in geschickt angelegten Fallgruben. Er war bald genöthigt, ein großes Gehege für seine Ziegen zu schaffen und da die Regenzeit herannahte, für die zarteren Thiere unter ihnen einen Stall zu erbauen. Nach der Regenzeit dieses Jahres besellte er zum ersten Male seinen Ader, und eine reiche Ernte goldener Mais-

solben belohnte schon nach Verlauf von zwei Monaten seine Mühe. Nun war sein Hausstand ziemlich geordnet; er hatte reichliche und gesunde Nahrung für sich und seine Ziegen und auch für einen größeren Vorrath an getrocknetem Brennholz gesorgt. Die äußerste Nothdurft war befriedigt und ihm blieb nun zum ersten Male wieder Zeit, über sich und seine Lage nachzudenken. Da fasste ihn auf's Neue

die brennende Sehnsucht nach menschlichem Umgang. Müßig saß er wochenlang auf dem Hügel am Strande und schaute verlangend nach Schiffen aus. Er errichtete ein Nothkreuz auf freier, weit sichtbarer Höhe. Auch dieses Jahr verging und kein rettendes Segel wollte sich zeigen. Da kam tiefes Verzagen und endlich wilde Verzweiflung über ihn, er vergaß sein Gelöbniß und haberte mit dem Vater im Himmel, daß er ihn verlassen habe und auf immer in diese einsame Dede bannen wolle. Mit ungestümem Verlangen sah er nach dem Landstreifen aus, der bei günstiger Bitterung im Westen vor ihm auftauchte. Alle seine Gedanken wandten sich dem Lande zu. Er beschloß, sich einen Kahn zu bauen. Mit Hilfe von Feuer und einer Steinart höhle er einen gestürzten Baumstamm aus, den er in der Nähe des Ufers entdeckte. Ein ganzes Jahr verbrachte er mit dieser großen Arbeit, zu der ihm die Hoffnung auf endliche Befreiung Kraft und Geduld verlieh. Doch mußte er erkennen, daß er ohne Segel eine weite Fahrt nicht würde unternehmen können. An der Unmöglichkeit sich diese zu schaffen, sah er zu seinem Schmerz seinen Plan scheitern.





Robinsons Seefahrt.

Endlich aber beschloß er doch, eine Probefahrt um die Insel zu unternehmen. Er versorgte seine Ziegen, brachte Trinkwasser und Nahrungsmittel in seinen Kahn und stieß, da der Wind günstig war, getrost vom Lande ab. Aber bald ersägte den Kahn eine entgegengelegte Strömung und trieb ihn immer weiter von der Insel ab, so verzweifelte Anstrengungen Robinson auch machte, wieder dem Lande sich zu nähern. Er sah sich bald auf dem offenen Meere und genöthigt, allen Widerstand gegen die vom Lande abtreibende Strömung aufzugeben. Schon konnte er keinen Baum am Ufer mehr unterscheiden und bald versanken ihm die Berge der Insel im blauen Dufte. Todesangst kam über ihn. Er sah sich dem Hungertode auf offenem Meere preisgegeben. Immer weiter trieb er hinaus. Ein leichter Wind aus Osten bewegte das Meer und der plumpe Kahn schaukelte immer heftiger auf den erregten Wogen. Jetzt ersägte Robinson die vollste Verzweiflung.

Unabwendbar schien ihm sein Untergang. Sehnsüchtig streckte er seine Arme nach dem immer ferner schwimmenden Eiland aus, das ihm doch Sicherheit, Freiheit und Lebensunterhalt geboten hatte. Er könnte er noch einmal dahin zurückkehren. Voll Dankbarkeit und Geduld wollte er sein Loos tragen und wenn er auch sein Leben für immer in dieser Einnöde zubringen müßte! Ach! Alles war zu spät! In der nächsten Stunde vielleicht war er schon von den immer höher gehenden Wogen verschlungen. Die Angst sträubte sein Haar und benahm ihm den Athem. Der Ostwind wurde immer heftiger. Er klagte sich in bitterer Reue seiner Undankbarkeit gegen den gütigen Gott an, der ihn so oft schon gnädig behütet, und gelobte, nie mehr gegen seinen Willen zu murren, wenn er nur noch einmal wieder durch seine Gnade errettet werden sollte. So wurde es Abend. Auf einmal glaubte er deutlich eine ihm bekannte Baumgruppe auf der Insel zu erkennen, — ja er irrte nicht, er war, ohne es zu wissen, durch die infolge des Ostwindes eingetretene Westströmung





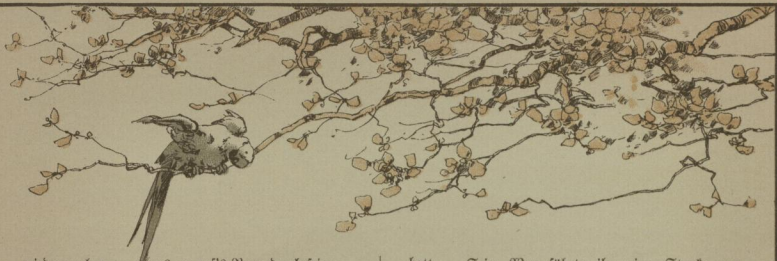
wieder der Insel näher getrieben worden. Nichtig, jetzt erkannte er die Bäume deutlich! Wunderbar! Es waren jene, welche seinen Tempel bildeten. Mit neuem Lebensmuth ergriff er die Ruder und bot alle Kräfte auf, um vorwärts zu kommen. Zusehends näherte er sich in nordöstlicher Richtung wieder dem Strande, aber es bedurfte der höchsten Vorsicht, um nicht an eine der zahllosen Klippen geworfen zu werden, die sich hier weit in die See hinaus erstreckten. So rang er stundenlang und oft wollten die Kräfte versagen, aber der Anblick des nahen Ufers belebte immer wieder seinen sinkenden Muth. Endlich, endlich lenkte er in eine ruhige Strömung, die ihn nun rasch dem Lande zuführte. Entsetzt stieß der Kahn auf den Uferstrand. Mit seligem Aufschrei sprang er an das Land. Seine Füße fühlten wieder festen Grund unter sich. Er glaubte ein Paradies zu betreten. Thränen des Dankes strömten aus seinen Augen. Er stürzte auf die Erde und küßte den theuren Boden seiner Insel. Wieder hatte ihn Gott dem Leben zurückgegeben! So lag er wohl eine Stunde, bis seine Kräfte nach und nach wiedkehrten.

Plötzlich aber fuhr er erschrocken empor, deutlich hörte er seinen Namen rufen: „Robinson, wo bist du gewesen?“

Sein ganzer Körper bebte. Hastig suchte sein Auge umher. Da sah er seinen „Pol“, seinen Papagei auf einem nahen Baum sitzen. Dieser hatte ihn begrüßt. Ein freudiges Lächeln glänzte auf seinem Gesicht, als er den kleinen Freund erkannte, welchen er selbst diese Frage gelehrt hatte. Es war ihm, als grüße ihn seine Insel, als sei sie ihm nochmals geschenkt. Er richtete sich auf und lockte das zutrauliche Thier, das sofort auf seine Hand flog und nicht müde wurde zu schwatzen: „Robinson, armer Robinson, wo kommst du her?“ Er befestigte den Kahn und eilte durch waldige Thäler seiner lieben Höhle zu. Schon von fern grüßte den Heimkehrenden das freudige Gekrächz seiner Ziegen, die sich vertraulich an ihn herandrängten und denen er lieblosend zwischen den Hörnern fraute. Es war ihm als wäre er wochenlang entfernt gewesen und doch glühte das Feuer auf seinem Herde noch, dessen Gluth er sorglich in einen Damm von Erde und Asche eingeschlossen hatte. Alles war ihm wie neu! Seine Wohnstätte erschien ihm der traulichste Ort voll des wohlthätigen Behagens, er begriff nicht, wie er unzufrieden habe murren können. Wie

flüß und werth ihm trotz seiner Verlassenheit das Leben noch war, das hatte er nun erfahren. Gott hatte ihm Alles





wiedergegeben, was er auf's Neue durch seine Thorheit auf's Spiel gesetzt. Nie, nie wollte er wieder mit seinem Schicksal hadern und dankbar genießen, was ihm so gnädig noch einmal geboten war! Gottes Fürsorge wollte er sich fortan allein anvertrauen und sollte er hier in dieser Debe das Ende seiner Tage beschließen.

Eine geheimnißvolle Entdeckung.

Ein Jahr war wieder vergangen. Robinsons innerer Friede war nicht mehr getrübt worden. Seine heisse Sehnsucht nach Menschen hatte einer ruhigen Entsagung Platz gemacht, einer stillen Ergebung in Gottes Willen. Furcht und Bangen waren von ihm gewichen.

Da sollte eine geheimnißvolle Entdeckung diese in jahrelangen, innern Kämpfen so mühevoll erwungene Fassung plötzlich auf das Tiefste erschüttern. Bei einem weitem Jagdausflug gelangte er an den von seiner Wohnstätte entferntesten Theil der Insel, den er bis dahin noch nie betreten

hatte. Sein Weg führte ihn eine Strecke am Strande entlang. Auf einmal blieb er wie vom Donner gerührt stehen. Die ganze entfiel seinen Händen. Seine Augen richteten sich starr auf eine Spur im Sande. — — Unzweifelhaft! — es war die Fußspur eines Menschen. Erst nach und nach gewann er seine Fassung soweit wieder, um nicht in wildem Entsetzen davon zu stürzen. Er beugte sich über die Tapsen, die zur See führten. Schaudernd blickte er um sich. So war er doch nicht der einzige Bewohner dieser Insel! Der nackte Fuß, der diese Spur in den Sand eingedrückt hatte, mußte einem Wilden gehört haben. Wilde lebten hier, oder waren, von der fernsten Küste kommend, hier gelandet. Wilde! also gewiß auch Menschenfresser! Sie konnten hier im Walde verborgen ihn umlauern und jeden Augenblick hervorbrechen. Er griff nach seinen Waffen. Eine namenlose Angst erfaßte ihn. Jedes Geräusch erschreckte ihn. Seine Blicke schweiften irr umher. Als er die Höhe wieder erreicht hatte, stürzte er in athemloser Hast der Gegend seiner Wohnung



zu; erst hinter der dichten Hecke, die diese umgab, fühlte er sich wieder einigermaßen sicher. Aber die Wilden mußten ihn ja entdecken. Wohin sollte er vor ihnen fliehen? Sollte er seine Wohnung zerstören? Jede Spur seiner jahrelangen Arbeit vernichten, und mit seinen Ziegen in die Wälder des Innern flüchten? — Er wagte seine

Wohnung nicht mehr zu ver-

lassen. Die Furcht be-

herrschte ihn so sehr,

daß sein besonnenes

Gedanke mehr

in ihm auf-

kommen

konnte. Er

vermochte

nummehr

keine Nacht

ruhig zu

schlafen.

Zu je-

dem Ge-

räusch

glaubte

er menschi-

liche Stim-

men zu ver-

nehmen.

Sein ruhiges

Gottver-

trauen

war aufs

neue er-

schüttelt.

Er bedachte

nicht, daß

der Allgüt-

ige, der ihn so

oft schon er-

rettet, ihn auch

in dieser Gefahr

zu beschützen ver-

möchte, wenn es sein

Wille wäre.

Oft bestieg er im

Morgendämmer die Berghöhe, von der man den

größten Theil der Insel zu übersehen vermochte,

aber auch von dort aus, ließ sich weder ein ge-

stranbetes Schiff noch eine Kauffähle entdecken.

Da Wochen um Wochen vergingen und sich keine

Spur eines menschlichen Wesens zeigte, kam endlich

doch wieder etwas ruhiger Besonnenheit über ihn.

Es wurde ihm immer mehr zur Gewisheit, daß

die Fußspuren doch nicht von einem ihm ver-

borgenen gebliebenen Mitbewohner der Insel, sondern

jedenfalls von Wilden herrühren mußten, die von

jenem westlichen Eilande herüberkommend, hier-

her verschlagen wurden, aber genöthigt längst wieder

die Insel verlassen hatten. Freilich konnten sie wieder

zurückkehren, und was sollte dann geschehen? Vor Allem galt es, seine Festung noch besser zu ver-

wahren. Er schaffte sich eine zweite Umwallung,

indem er die Bäume, welche er um seinen Hof ge-

pflanzt, mittelst eingetamter Pfähle und Ziegen-

Flechtwerks unter sich verband. Den innern Wall

verstärkte und erhöhte er durch Erde

und Steine. Außerdem pflanzte

er eine große Menge Bäume

in weiteren Bogen um seine

Wohnung und zwischen

diesen dichtes Strauch-

werk, das unglaublich

schnell empor wuchs,

und nach einem

Jahre seinen Hof

mit einem völlig

unwegbaren

Buschwerk um-

gab, hinter dem

wohl Niemand

die Wohnung

eines Men-

schen vermu-

then konnte.

Um selbst

aus seiner

Festung

herausge-

langen zu

können, so

brachte er

eine hohe Lei-

ter nahe am

Eingang seiner

Höhle an, welche

ihn auf den Fels-

vorsprung über der-

selben führte, von

wo aus er auf einer

zweiten Leiter die Höhe

des Berges zu erreichen ver-

mochte. Er sorgte nun auch für größere

Vorräthe an Mais, Kauffleisch und Ziegen-

futter, um sich, wenn dies nöthig werden sollte,

wochenlang in seiner Burg verborgen halten zu

können. Da er aber fürchten mußte, daß das

Meckern der zahlreichen Ziegen ihn verrathen möchte,

legte er für seine Heerde ein Gehege im Walde an,

und damit der aufsteigende Rauch seines Feuers ihn

nicht den Wilden verrathe, stellte er sich im Walde

Holzsohlen her, die ihm als Feuerungsmaterial zum

Kochen und Braten dienten. So glaubte er nun

völlig sicher sein zu können. Während aller dieser

Arbeiten war wieder ein Jahr vergangen, das achte

nach seiner Strandung. Mehr und mehr schwand

seine Sorge vor den Wilden und wieder wagte er

es, in vorsichtiger Weise auf seiner Insel umherzustrifen.





Eine schreckliche Entdeckung.

Eines Tages erreichte er auf einer Wanderung durch das Innere wieder jenen westlichen Punkt der Insel, wo er die menschliche Fußspur aufgefunden hatte und bestieg dort eine Anhöhe am Strande. Plötzlich glaubte er — und sein Athem stand eine Weile still — in weiter Ferne auf dem Meere ein Boot von Zeit zu Zeit aufzutauchen und wieder verschwinden zu sehen. Endlich konnte er es nicht mehr wieder finden. Während er noch mit sich in's Klare zu kommen suchte, ob er wirklich ein Canoe von Wilden gesehen habe, bemerkte er plötzlich einen leichten Rauch am Ufer aufsteigen. Im ersten Augenblicke wollte er fliehen, da er aber nahe jener Stelle am fahlen Strande eine Menge Vögel sitzen sah, glaubte er sicher sein zu können, dort keine Menschen zu finden. Er schlich also dem Orte zu und fand plötzlich, vom tiefsten Entsetzen gepackt, wie gebannt. Der ganze Platz war mit Menschenköpfen und blutigen, menschlichen Gebeinen bedeckt, in deren Mitte man die Spuren eines noch nicht völlig erloschenen Feuers sah. Schauernd starrte er die Ueberreste des gräßlichen Mahles an, an dem sich tierische Wilde vor nicht langer Zeit geweidet haben mußten.

Von Entsetzen, Ekel und Abscheu durchschüttelt, floh er hinweg, seiner Wohnung zu. Das Boot, das er gesehen, hatte also eben jene schrecklichen Wilden nach ihrem fernen Eilande zurückgetragen. Er fand auf dem Heimwege an verschiedenen Orten deutliche Menschenspuren. — Von tiefer Angst erfasst, wagte er seine Umzäunung nicht mehr zu verlassen. Nur einmal in der Nacht schleifte er sein Boot, das ihn den Wilden hätte verrathen können, mit unsäglicher Anstrengung aus der kleinen Bucht an das Land und verbarg es in einer Felskluft unter einem mächtigen Reijigshaufen. Die Erinnerung an den grauen Anblick verließ ihn weder im Wachen noch im Traum. Immer wieder mußte er sich die entsetzliche Gräueltat ausmalen, und seine Wut und Empörung über diese Unholde von Menschen-schlächtern war so groß, daß er in einer kühnen Aufwallung beschloß, die Kannibalen, wenn sie wieder seine Insel befinden sollten, bei ihrem blutigen Mahle sogar angzugreifen, um wenn irgend möglich, ihnen ihre armen Schlachtopfer zu entreißen. Er hoffte die Wilden schon durch seine fremde Erscheinung in Schrecken zu versetzen. Er schnitzte sich eine große Menge spitzer Pfeile und übte sich täglich im Schleudern scharfkantiger Steine. Aber Monate lang beobachtete er von seiner Höhe den Strand, ohne

daß sich ihm je wieder etwas Verdächtiges zeigte. Und so zogen aufs neue ruhiger Mut und fromme Ergebung in sein geängstligtes Herz.

Die Krystallgrotte.

Eines Tages, als er im Walde dürrer Holz zusammentrug, um es wieder zu Holzfohlen zu brennen, entdeckte er in einem dichten Gebüsch, das sich an einer hohen Felswand hinzog, eine höhlenartige Vertiefung im Gestein, die sich inwendig zu erweitern schien. Er kroch auf Händen und Füßen in das Innere. Endlich konnte er sich aufrichten und tastete sich an der Wand vorwärts. Plötzlich aber fuhr er zum Tode erschrocken zurück, denn aus der dunklen Tiefe bligten ihm zwei große Augen, wie zwei Funken entgegen und stöhnende Laute schlugen an sein Ohr. Wie? Waren das nicht flugende Worte, die er vernahm? Von wildem Schrecken erfaßt, verließ er so schnell er konnte, die Höhle. Am hellen Tageslicht aber faßte er wieder Mut und schämte sich seiner Verzagtheit. Er mußte sich in jedem Falle Gewißheit verschaffen, ob die Laute von einem Menschen herriethen. Rasch entzündete er einen Fackelbrand und drang mit diesem nochmals in die Höhle. Mächtig, da tönte ihm wieder das Stöhnen eines Kranken entgegen. Seine Haare sträubten sich, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er nahm allen seinen Mut zusammen, übergab sich dem Schutze Gottes und drang vorwärts. Da — da lag es! Er leuchtete schärfer hin, und was erblickte er? Einen mächtigen, alten, häßlichen Ziegenbock, der eben verenden zu wollen schien, der sich, wie dies sterbende Thiere des Waldes zuweilen thun, diese Höhle zum Krankenlager und zugleich zu seiner Gruft ausgesucht hatte. Das Thier konnte sich nicht mehr aufrichten. Robinson ließ es liegen und drang durch einen niedrigen Gang im Innern weiter vor. Auf einmal befand er sich in einer wohl zwanzig Fuß weiten Höhle, deren Wände und Decke im Licht des Feuerbrandes wie Gold und Edelfeinst funkelten und den Schein seiner Leuchte tausendfach zurückwarfen. Er stand inmitten einer Krystallgrotte. Der Boden war trocken und fast eben. Jetzt hatte er plötzlich das gefundene, was er so lange gesucht, eine Zufluchtsstätte für alle etwa eintretenden Nothfälle. Hier konnten ihn die Wilden nicht entdecken, wenn sie die Insel nach ihm durchsuchen sollten. Am anderen Tag schon brachte er Vorräthe und Waffen hieher. Er fand nun den Ziegenbock bereits verschieden, schaffte das arme Thier mit Mühe aus dem Innern und verscharrte es vor der Höhle.

Ein neues Ereignis.

Wohl während eines Monats hatten sich über der Insel heftige Gewitter entladen und mächtige Stürme gewüthet. In einer Nacht, in welcher ihn das Tosen des Meeres nur wenig schlafen ließ, fuhr er plötzlich mit einem jähen Schrei von seinem Lager empor. Er glaubte deutlich einen Kanonenschuß vernommen zu haben. Mächtig! da ertönte wieder ein Schuß, offenbar der Nothschuß eines Schiffes. Robinson sprang empor. Die Nacht war tiefdunkel. Er kletterte zur Berghöhe hinauf. Jetzt sah er in westlicher Richtung auf dem Meere ein Aufleuchten und nun dröhnte der dritte Schuß. Ein Schiff kämpfte dort offenbar in höchster Gefahr mit den Wellen. In äußerster Erregung und bebender Hast schleppte er einen Haufen Holz und Reisig auf der Höhe zusammen und zündete diesen an. Mehrere Male erlöschte die Flamme im Sturm, endlich aber



loberte sie hoch empor. Gleich darauf erdröhnten mehrere Schiffe hintereinander. Das Feuer war also vom Schiffe aus bemerkt worden. Robinson unterhielt mit äußerster Mühe die Flamme die ganze Nacht hindurch. Gegen Morgen ließ der Sturm etwas nach und der Himmel klärte sich allmählich auf. Da glaubte Robinson zwischen den Klippen einen schwarzen Punkt zu entdecken. Mehr und mehr lichtete es sich und jetzt sah er deutlich ein gestrandetes Fahrzeug, das fürchtbar mit den anstürmenden Bogen rang. Was konnte er zur Hülfe der Unglücklichen thun? Er stieg hinauf, belud sich mit Nahrungsmitteln und eilte dem Strande zu. Er durchspähte die Küste, er rief, er schrie — in der Hoffnung, eine Spur von der gestrandeten Mannschaft zu entdecken. Vergebens! Schon seit einer Stunde hatte sich kein Not-signal mehr vernehmen lassen. Da beschloß er, sein Boot zu besteigen und dem Wrack mit Aufbietung aller Kräfte zuzurufen. Nochmals bestieg er die Höhe, um die Richtung genau festzustellen. Da — o schrecklich! war das Wrack nicht mehr zu sehen. Es war untergegangen. Er hätte in bitterem Herzeleid laut aufschreien mögen! Endlich, endlich waren ihm Menschen nahe gewesen — ach! und nun hatte die tödtliche See Schiff und Mannschaft verschlungen.



Kein Einziger schien dem Untergange entronnen. Zum Tode erschöpft rannte er heim, aber schon am frühen Morgen brach er zu neuen Nachforschungen auf. Als er eben den Palmenwald am Strande verlassen wollte, gewahrte er einen prächtigen Hund, der ihn erstaunt anblinzelte und unbeweglich stehen blieb. Vergeblich versuchte Robinson das Tier an sich zu locken. Winselud eilte dieser vor ihm her. Robinson folgte ihm rasch. Da hielt der Hund — der Leichnam eines Schiffesjungen lag am Strande. Winselud umsprang er seinen ertrunkenen Gefährten, den die Wellen hier an das Land getrieben hatten. Das jugendlich schöne Antlitz desselben rührte Robinson auf's Innigste. Er warf sich über den Knaben, rieb und wärmte ihn und machte mit höchster Anstrengung alle nur möglichen Belebungsversuche, während der Hund ihn bei dieser Arbeit wütend umsprang und nicht dulden wollte, daß er seinen Herrn berührte. Ach! alle Mühe war vergebens! Der Ertrunkene blieb tot. — Robinson hatte endlich einen Menschen wiedergefunden — aber einen toten. Er grub ein Grab, wobei er wieder unaufhörlich gegen den wackeren Hund ankämpfen mußte, und brachte unter bitterem Schluchzen den armen Gestrandeten zur letzten Ruhe. Der Hund streckte sich winselud auf dem Grabe nieder und war nicht dazu zu bringen, dasselbe zu verlassen. Erst am andern Tage nahm er von Robinson etwas Reisbrot mit vieler Gier zu sich und erst mehrere Tage darauf folgte er seinem neuen Herrn in dessen Wohnung. Robinson nannte das

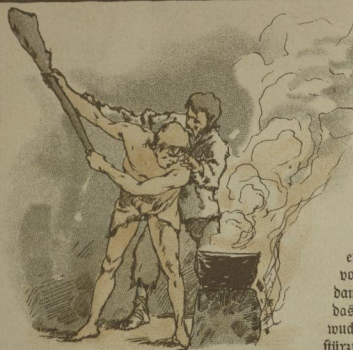
edle Tier Ami und hatte in ihm nicht nur einen Freund, sondern auch einen treuen Wächter seiner Behausung gefunden.

Die Landung der Wilden.

Etwa ein Jahr mochte wieder vergangen sein, als Robinson in der Dämmerung eines Herbstmorgens, als er eben den Berg über seiner Burg erstieg, um Umschau zu halten, durch den Schein eines Feuers erschreckt wurde, das ihm, kaum eine halbe Stunde von seiner Wohnung entfernt, am östlichen Strande entgegenleuchtete. Jetzt konnte er sogar wilde Laute vernehmen. Todesschred lähmte seine Glieder. Mit Anstrengung hielt er sich an der Leiter fest. Der Anblick nahm ihm jede Bestimmung. Etwa zwölft völlig nackte Wilde saßen und standen um ein Feuer, an dem sie sich ihr gräßliches Mahl bereiteten. Die Ebbe war eingetreten und drei Canoes lagen am trockenen Strande. Jedenfalls mußten also noch mehr Wilde gelandet sein, als er jetzt am Feuer erblickte. Gewiss durchsuchten die anderen bereits die Insel. Jeden Augenblick konnten sie also seine Burg entdeckt haben. In bebender Hast stieg er in den Hof seiner Festung zurück, griff eilig zu seinen Waffen und legte seine Rüstung an, fest entschlossen, sich bis zum letzten Blutstropfen gegen die tierischen Ungeheuer zu vertheidigen. Aber so gespannt er auch ausharrte, nichts regte sich weit und breit. So harrete er stundenlang in tödtlicher Angst vergeblich. In dieser größten Not erhoben sich seine Gedanken vertrauensvoll zu dem Höchsten, der ihn schon so oft wunderbar errettet hatte. Es kam wieder einige Ruhe über ihn. Er wollte der lähmenden Ungewissheit um jeden Preis ein Ende machen. Wieder erstieg er den Berg und kroch, platt auf den Boden gedrückt, eine Straße vorwärts. Von hier aus konnte er den Schauplatz deutlich überblicken. Eben hatten sich die Wilden erhoben, jetzt 14 an der Zahl und tanzten mit seltsamen Sprüngen und wildem Geheul um das verlöschende Feuer. Sein Auge verfolgte jede ihrer Bewegungen. Die Flut war wieder im Steigen. Die Kannibalen sprangen plötzlich auf, eilten in ihre Boote, umschifften die Spitze der Insel und waren bald seinem Blicke auf dem hohen Meere entschwunden. Jetzt erst wagte Robinson sich zu erheben. Aber seine Ruhe war aufs neue dahin. Er war überzeugt, daß sie wiederkommen, daß seine Sicherheit, sein Leben fortan aufs höchste bedroht wären und wagte wieder wochenlang nicht mehr, seinen Burghof zu verlassen. Doppelt schwer erschien unserm armen Robinson nun seine Einsamkeit. Wie war seine Sehnsucht nach Menschen heißer gewesen,







als während des nun folgenden Jahres. — —
Wieder war es Herbst geworden. Als er eines Morgens, waffengertüschet wie immer, von seinem Berge aus Umsehau hielt, bemerkte er — und sein Herz erbebt — auf der Landzunge hinter dem Strandwalde, an den sich die kleine Bucht anschließt, drei Canoes von Wilden. Er stieg schnell den Berg empor und sah nun, näher am Strande etwa zwanzig Wilde um ein Feuer sitzen. Eben brachten andere von ihnen zwei Gefangene aus den Kähnen herbei und waren damit beschäftigt, ihre Fesseln zu lösen. Die Uebrigen fielen über das erste dieser armen Schlachtopfer her und töteten es mit einem wüthigen Keulenschlage. Während sie sich auf den Unglücklichen stürzten, bemerkte Robinson, wie der zweite Gefangene sich plötzlich befreite und mit unglaublicher Schnelligkeit gerade auf seine ver-

stetete Beschauung zurannte. Die Wilden stießen ein wüthendes Geheul aus und drei von ihnen, mit Vogen und Pfeil bewaffnet, setzten dem Flüchtling nach. Robinson erkannte die ganze Gefahr, in welcher er schwebte. Jetzt trennte sie nur noch die Bucht von ihm. Der arme Verfolgte stürzte sich ins Wasser und durchschwamm den kleinen Meerarm mit großer Behendigkeit. Aber auch zwei seiner Verfolger sprangen ihm nach, während der dritte schreiend und fliegend zu den übrigen zurücklief. Jetzt hatte der Flüchtling das jenseitige Ufer erreicht und stürzte dem Walde zu, aber auch seine Feinde hatten bereits den steilen Uferhang erklimmen und eilten ihm nach. Schon näherte sich der stärkere der Beiden ihm mehr und mehr. Jetzt war dieser auf Wurweite genäht und stieß ein schreckliches Gebrüll aus. Robinson war fest entschlossen, den Unglücklichen von seinen unmenschlichen Feinden zu erretten, koste es, was es wolle.

Nur noch ein schmales Waldgelände verbarg ihn vor den Anstürmenden. Jetzt nahte der stehende Wilde. Da trat Robinson gewappnet zwischen den Bäumen hervor. Vor der wunderbaren Erscheinung zu Tode erschrocken, stand der Wilde wie angewurzelt und am ganzen Körper zitternd. Da stürzte auch schon sein Verfolger aus dem Dickicht hervor. Robinson dachte

nicht mehr an sich selbst, er sprang auf den Anbringenden zu und streckte ihm mit einem Schlage seiner Keule zu Boden, während sein Schützling vor ihm in die Kniee sank und mit aufgeschobenen Händen für sein Leben flehte. Schon näherte sich der zweite der Verfolger. Voller Staunen bemerkte dieser den wunderbaren Fremden in Ziegenfellen und seinen geübten Genossen am Boden. Er legte eben einen Pfeil auf seinen Vogen, als ihn ein wohlgezielter Pfeilschuß des Herrn der Insel niederstreckte. Der errettete Wilde kniete noch immer jammernd am Boden, obgleich ihn Robinson durch Zeichen seines Wohlwollens zu beruhigen suchte und näher zu kommen aufforderte. Noch immer schien er den Tod zu erwarten und wagte nicht aufzusehen. Da brach Robinson einen grünen Zweig von einem Baume und hielt ihn dem Jammernden entgegen. Bei diesem Zeichen des Friedens schien sich der Arme zu beruhigen. Er näherte sich schon und langsam,

indem er immer wieder in die Kniee sank und den Boden küßte.



Robinson kam mit den freundlichsten Geberden auf ihn zu, um ihn vom Boden zu erheben, aber der Arme warf sich vor ihm nieder und setzte den rechten Fuß seines Erretters zum Zeichen der vollen Unterwerfung auf seinen Nacken. Robinson hob ihn auf und reichte ihm die Hand. Unterdessen hatte sich der durch den

Keulenschlag niedergestreckte Wilde wieder halb erhoben und stieß ein wüthendes Geschrei aus. Robinsons Schützling sprang bei diesen Tönen erschrocken und zitternd empor. Schon legte Robinson den Bogen an. Aber der Wilde gab ihm durch seine Geberden zu verstehen, daß er ihm die Keule anvertrauen möge, und Robinson gab ihm seine Waffe. Mit wildem Sprunge und hellem Racheschrei stürzte sich der Wilde auf seinen Feind, der sich eben drohend emporrichtete, und tötete ihn mit einem Schlage. Robinson, der seinen Augenblick die Bucht außer acht gelassen hatte, befahl nun seinem Genossen, die Leichen schnell zu verscharren, damit diese von den etwa nachkommenden Wilden nicht gefunden würden, was sein Schützling auch in kürzester Zeit vollbrachte. Nun galt es, sich rasch von dem Kampfplatz zu entfernen, ehe die Verfolger erschienen. Robinson eilte auf dem nächsten Waldpfade mit seinem Genossen nach der Krystallgrotte, die ihm jetzt als der sicherste Zufluchtsort erschien. In der Grotte angelangt, erquickte er den Erretteten durch Speise und Trank und befahl ihm, sich auf ein Lager von Heisstroh niederzuliegen, über das er ein



Ziegenfell breitete. Der Erschöpfte gehorchte; immer von neuem die Zeichen seines Dankes und seiner Unterwürfigkeit wiederholend, streckte er sich endlich nieder und war in kürzester Zeit fest eingeschlafen. Robinson betrachtete beim Richte einer Rakel mit freudigen Empfindungen den Schlummernden, in dessen Zügen er Sanftmut und Treue zu lesen glaubte. In dem Bewußtsein seiner edlen That und sicher, hier keinesfalls von den Wilden gefunden zu werden, sank auch er bald in einen tiefen Schlaf. Aber schon vor Tagesanbruch erwachte er, griff zu seinen Waffen und erstieg die nächste Anhöhe, von der er den Lagerplatz der Wilden übersehen konnte. Doch keines der Boote war mehr zu erblicken und weit und breit kein menschliches Wesen zu entdecken. Die Wilden hatten offenbar die Insel schon in der Nacht verlassen.

Robinsons Gast.

Als er zur Grotte zurückkehrte, trat ihm sein Schützling aus derselben entgegen, warf sich vor ihm nieder und setzte seinen Fuß wieder auf seinen Nacken. Robinson erhob ihn und betrachtete mit innerer Freude die schön gewachsene, kräftige Gestalt seines Gastes. Er nannte seinen Genossen Freitag, weil er ihn an einem Freitag gefunden hatte. Er gürtete ihm ein Schwertsfell um seine Hüften und begab sich mit ihm nach dem Feuerplatz der Wilden. Mit lebhaften Geberden, die seinen höchsten Abscheu und Ekel ausdrückten, befahl er hier Freitag, die Ueberreste jener gräßlichen Mahlzeit, welche noch umherlagen, zu sammeln und zu begraben. Darauf führte er ihn zu seiner Burg. Freitag konnte sich kaum vor Staunen fassen, als er





die verborgene Festung betrat und hier die vielen Dinge zu sehen bekam, die er nie vorher erblickt hatte. — Anfangs hielt Robinson es für gerathen, seinen Genossen noch während der Nacht in der äußeren Umwallung seiner Burg schlafen zu lassen und sich selber wohlbezwahrt in seiner Höhle zu versammeln, da er meinte, den Gefinnungen eines Wilden noch nicht unbedingt trauen zu dürfen. Sehr bald aber schwand jegliche Spur eines Mißtrauens gegen seinen Genossen und er überzeugte sich von dessen Treue und Zuverlässigkeit. Freitag folgte seinem Herrn, für den er willig sein Leben geopfert hätte, wie ein Sohn seinem Vater. Bald auch bemerkte Robinson neben seiner kindlichen Gutmüthigkeit manche treffliche Anlage an seinem jungen Freunde, dessen Anstelligkeit ihn bei der Verrichtung seiner häuslichen Geschäfte sehr zu statten kam. Freitag betrachtete anfangs seinen Herrn nur mit dem Ausdruck ehrerbietigster Scheu wie ein überirdisches Wesen, bis er nach und nach durch die freundschaftliche Art seines Schützlers vertraulicher wurde. Der Umgang mit diesem unschuldigen Sohne der Natur gewährte Robinson eine herzerquickende Freude und er erkannte voll Dank, welchen Schatz ihm Gott in dem Gefährten geschenkt hatte. Es machte ihm Vergnügen, Freitag einige Worte seiner Sprache beizubringen und dessen Verwunderung über die von ihm gefertigten Geräthe und Werkzeuge zu beobachten. Vor Allem setzte diesen der Feuerherd, sowie Tisch und Stuhl in Erstaunen. Als Freitag zum ersten Male das zischende und wallende Brodeln und die heftige Bewegung des kochenden Wassers in einem Topfe beobachtete, in welchem Robinson Fleisch aufgesetzt hatte, erschrad er über dieses ihm fremde Geräusch so sehr, daß er geängstigt nach seiner Keule griff und nur mit Gewalt durch Robinson davon zurückgehalten werden konnte, das Geschöpf zu erschlagen, welches nach seiner Meinung in dem Topfe wieder lebendig geworden war. Die gekochte Speise jedoch und das am Most gebratene Fleisch mündete unserm Freunde gar bald trefflich, wenn es auch lange währte, bis Robinson ihn zu überreden vermochte, sich beim Essen des Pfeffels zu bedienen.

Vor allem aber kam er fast außer sich vor Entzücken, wenn es ihm gelang, seinen Meister durch seine Fertigkeit, seine Behendigkeit beim Schwimmen und Klettern zu überraschen, oder durch die ganz außerordentliche Schärfe der Sinne, vor allem seines Auges und Gehörs oder seines Geruchsinnes geradezu in Verwunderung zu setzen.





Ja, auch Robinson konnte von seinem Schüler, der sich als ein ebenso kühner als geschickter Jäger erwies, manches lernen. Nicht genug konnte er sich wundern über die unfehlbare Sicherheit, mit welcher dieser mit seinen Pfeilen Fische im Wasser erlegte, oder auf seinen Wunsch ein Gericht mächtiger Krebse aus dem Teiche zusammen zu bringen wußte. Welchen Genuß hatte Freitag dagegen, als ihm sein Herr das erste Mal frisches Maisbrot zu essen gab, das er soeben frisch gebacken! — Mit dem wackeren Hunde und dem klugen Papagei befreundete sich Freitag bald und lernte schnell die sämtlichen Ziegen der Herde unterscheiden, sie warten, und beim Melken und der Butterbereitung sich nützlich zu erweisen.

Robinson fertigte nun auch für seinen Genossen Kleider aus Ziegenfellen. Sehr belustigend war es dabei für ihn, anzusehen, wie ungeschickt sich der Sohn der Wildniß beim Anziehen benahm. Freitag war stolz darauf, nun auch eine gleiche Gewandung wie sein Herr zu besitzen. Allerdings zeigte er sich in dieser anfangs sehr lüftlich und schien aller seiner Behendigkeit beraubt, aber nach und nach gewohnte er sich an die unbecommene Hülle. — Ueberaus schnell lernte er dagegen die Sprache seines Herrn verstehen und die gebräuchlichsten Worte nachsprechen. Ja Robinson sah bald mit stolzer

Freude auf seinen Schüler, der sich bei den meisten Arbeiten überraschend anständig erwies, ihm jeden seiner Wünsche abzulauschen schien und wie sein Schatten an ihm hing. Wie glücklich war andererseits Freitag selber über seine raschen Fortschritte und mit welcher stolzen Freude eilte er seinem Herrn mit der glücklich erlegten Beute stets entgegen! Gelobte ihn dieser gar, dann hüpfte er vor Lust umher und sein ganzes Gesicht leuchtete vor innerer Glückseligkeit, wobei die breite Perleinschnur seiner blendend weißen Zähne sichtbar wurde.

Robinson als Lehrer.

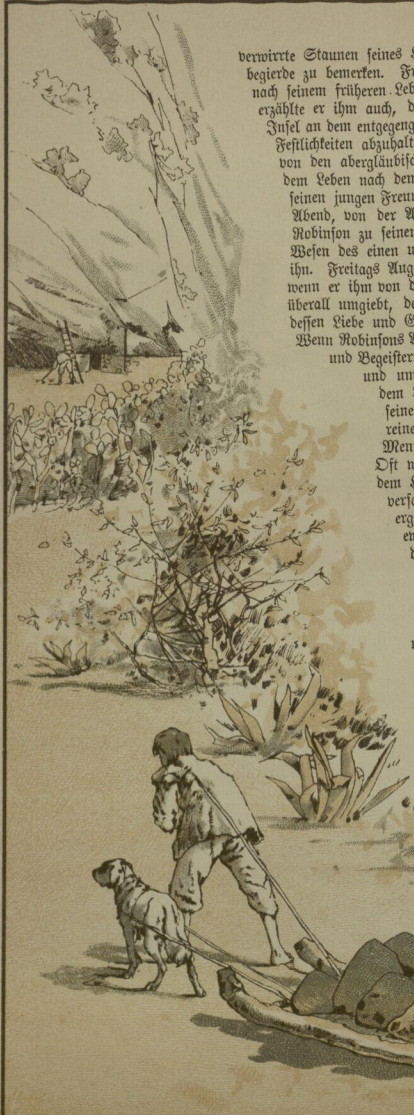
Obgleich sich die Feldarbeit jezt, da es für Zwei zu schaffen galt, verdoppelte, wurde sie unserm Robinson nun doch um die Hälfte leichter, da er sie in Gesellschaft verrichten konnte und jedem seiner Gedanken, die er so viele Jahre für sich allein tragen mußte, nun Ausdruck zu geben vermochte. Er fand bald für die meisten Empfindungen Theilnahme und Verständnis bei seinem Gehilfen. Ein besonderes Vergnügen bereitete es Robinson, seinem jungen Freunde von seiner Vergangenheit, seiner Heimat, den großen Städten, den Lebens Einrichtungen und Gewohnheiten seiner Landsleute zu erzählen und das

verwirrte Staunen seines Hörers zu beobachten und dessen immer wachsende Wißbegierde zu bemerken. Freitag konnte ihm in kurzer Zeit auch manche seiner Fragen nach seinem früheren Leben und dem seiner Stammesgenossen beantworten. So erzählte er ihm auch, daß er schon früher einmal mit den Seinigen auf dieser Insel an dem entgegengesetzten Ufer gelandet wäre, um hier eine jener barbarischen Festlichkeiten abzuhalten. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Robinson auch manches von den abergläubischen Vorstellungen jener Wilden, von ihren Göttern und dem Leben nach dem Tode. Mehr und mehr erwachte in ihm der Voratz, seinen jungen Freund jenen Bahnvorstellungen zu entreißen. Wenn sie am Abend, von der Arbeit ausruhend, auf der freien Uferhöhe saßen, welche Robinson zu seinem Tempel geweiht hatte, und er von dem Walten und Wesen des einen und ewigen Gottes sprach, kam oft ein heiliges Feuer über ihn. Freitags Augen hingen mit tiefem Ernst an den Lippen seines Lehrers, wenn er ihm von der Größe und Güte des ewigen Gottes erzählte, der uns überall umgiebt, der allmächtig diese Welt erschuf, ordnet und erhält, und dessen Liebe und Gnade er in so seltner Weise an sich erfahren hatte. — Wenn Robinsons Augen bei solchen Worten von dem Glanze heiliger Nüchternung und Begeisterung aufflammten, kniete sein Schüler oft ergriffen nieder und umfaßte seine Kniee. Freitag konnte nicht genug hören von dem Vater der Liebe, der soviel besser und erhabener war, als seine grausamen Götter. Und Robinson fühlte, wie er selbst reiner und besser wurde, indem er die ihm anvertraute Menschenseele zu allem Höchsten und Besten zu erheben suchte. Oft wenn er mit seinem Freunde in erhebendem Gespräche auf dem Hügel verweilte und die Sonne in Purpurgluten ins Meer versank, ersagte sie das erhabene Schauspiel so tief, daß sie ergriffen niederknieten vor diesem sichtbaren Zeichen der ewigen Allmacht und ihre Herzen sich dankbar erhoben zu dem Schöpfer des Himmels und der Erden.

Das Wrack und seine Schätze.

Die Regenzeit, welche inzwischen hereingebrochen war, näherte sich ihrem Ende und Robinson, immer darauf bedacht, seine Sicherheit zu verstärken, beschloß jetzt, innerhalb des Walles auch eine Mauer aufzuführen. Freitag übernahm es, die Steine herbeizuschaffen, und Robinson erleichterte ihm diese Arbeit, indem er eine Art Schlitten für den Transport herrichtete und den Hund als Vorspann verwendete.

Eines Tages standen sie auf einem Hügel der Düfte. Die Luft war sehr klar; plötzlich begann Freitag zu springen und zu tanzen und rief ganz außer sich: „Dort mein Land! Dort mein Volk!“ Da gewahrte denn auch Robinson, scharf hinblickend, einen neblernen Küstenstreifen. „Möchtest du gern zu deinem Volk zurückkehren?“ fragte er bewegt den Gefährten. „Du mit Freitag, Herr!“ lautete die Antwort. „Sie würden mich dort umbringen,“ sagte Robinson, aber Freitag meinte rasch: „D nein, dort auch schon weißt





Männer wie Du.“ Robinson glaubte nicht recht gehört zu haben. Indeß Freitag blieb dabei, und durch Fragen erfuhr jener zu seiner höchsten Freude, daß sich siebzehn weiße Männer bei dem Volke Freitags befanden, Schiffbrüchige, welche wohl aufgenommen waren und das armselige Loos der Wilden theilten.

Das war eine wichtige Entdeckung! Robinsons Entschluß stand sofort fest, ein Boot zu bauen, größer als sein schwächliches Canoe, um sich mit diesen Männern zu vereinigen. Er zweifelte nicht, daß sein erfinderischer Geist mit ihrer Hülfe die Möglichkeit schaffen würde, gemeinsam nach Europa zurück zu gelangen.

Die beiden Genossen nahmen den Bootsbau sofort in Angriff, und die frohe Hoffnung verdoppelte ihre Kräfte. Nach drei Monaten konnten sie die erste Probefahrt machen. Robinson unternahm Freitag im Segeln und Steuern, und schon vor der Zeitpunkt angelegt, da sie abfahren wollten, als ein wunderbarer Zufall nach dem andern Anlaß gab, den Plan zu verändern.

Eines Abends brach ein Gewittersturm von äußerster Heftigkeit los. Gegen Morgen, als das Unwetter vorüber war, erstiegen beide den nahen Berg, ihre Kirche, da der Kalender einen Sonntag anwies. Plötzlich schrien sie gleichzeitig auf: denn dort, gegen Süden hin, von den noch unruhigen Wogen umrandet, lag das Brack eines Schiffes, die Masten gebrochen, das zerrissene und verwirrte Tatzelwerk ein Spiel der Wellen.

Robinson war leichenblaß geworden. Hier war aufs neue ein Schiff, welches ihn hätte erlösen können, und nun mußte es zu Grunde gehen! Von Freitag gefolgt, schritt er wie im Fieber zum Strande hinab und verfolgte diesen südwärts, immer in der Erwartung, auf gerettete Schiffbrüchige zu stoßen. Allein kein Mensch zeigte sich, und sie standen endlich dem Brack gegenüber, welches eine breite Strecke der Brandung vom Strande trennte.

Unwiderstehlich quälte Robinson die Ungebuld, zu erfahren, wie es auf dem Schiffe aussähe; er sprang in das Wasser und schwamm zum Brack hinüber, und Freitag that das Nämliche. Ein herabhängendes Tau ermöglichte ihnen das Aufwärtsklettern. Ohne auf das kindliche Staunen Freitags über das „große Haus“, wie dieser das Schiff nannte, zu achten, durchsuchte Robinson die Räume, soweit noch kein Wasser eingedrungen war. Nirgend ein menschliches Wesen, aber große Vorräthe von Nahrungsmitteln,

Waffen, Pulver, Werkzeugen der verschiedensten Art, Rum, Zwieback Wein, Ackergeräthschaften und Anderes mehr. Was für ein kostbarer Fund!

Mit welcher Freude begrüßte Robinson alle diese werthvollen Vertheidigungs- und Arbeitsgeräthe! Warum sollte er Bedenken tragen, sich diese Dinge anzueignen,

da sie doch binnen Kurzem mit dem Schiffe untergehen mußten? Sie schwammen Beide zum Strande zurück;

so schnell es sich thun ließ, wurde das Boot herbeigeschafft und es ging an ein rasches Ausladen. Als die erste Ladung auf dem Strande lag, fiel es Robinson ein, daß ein Regen vieles verderben könnte,

und er entschloß sich, namentlich des Pulvers wegen, rasch eine Feltvorrichtung aus Flehen von Segeltuch auf dem Strande anzubringen. Darüber kam der Abend heran. Ehe sie sich in die Burg begaben, lud Robinson eine der Flinten und schoß sie unter eine Möwenhaar ab. Eine Möwe stürzte, aber zu gleicher Zeit vor Schreden auch Freitag; am ganzen Leibe zitternd lag dieser auf dem Sande, und Robinson hatte

große Mühe ihn zum Aufstehen und zum Anfassen der Waffe zu bewegen, in welcher „Donner und Bliz wohnte.“

Ein paar Tage fuhrn sie ab und zu zum Brack hinüber, dann kam ein Sturm, und vor ihren Blicken versank das Schiff in der schäumenden Brandung. Zum Glück hatten sie das meiste geborgen, darunter auch ein Fernrohr, zehn Flinten mit vielem Schießbedarf und eine kleine Schiffskanone; auch etwas für das Leben auf dieser Insel zur Zeit sehr Unnützes, nämlich eine ganze Cassette voll Geld und Geschmeide!

Blutige Kämpfe.

Die Feuerwaffen sollten Robinson bald genug zu statten kommen! Eines Morgens kam Freitag mit allen Zeichen tiefsten Entsetzens vom Strande her gelaufen, wo er eine Schildkröte hatte holen sollen. Drei Canoes mit Wilden fuhrn auf die Insel zu. Robinson bewaffnete eiligst sich und den Gefährten, der nun schon ein Gewehr ohne Furcht handhabte, mit je drei Flinten und dem nöthigen

Schießbedarf; dann erstiegen sie zunächst den Berg, um zu beobachten. Durch das Fernrohr zählte Robinson einundzwanzig Wilde, außerdem drei Gefangene, worunter ein Weißer. Die Canoes hielten die Richtung auf eine buschreiche Uferstelle zu, und Robinson und Freitag beeilten sich, auf kürzestem Wege durch den Wald in die Nähe dieses Plazes zu gelangen. Sie fanden die Wilden gelandet, ihrer neunzehn saßen um ein Feuer; einen Unglücklichen hatten sie bereits geopfert, zwei Wilde brachten toeben den gefesselten Weißen vom Ufer hergeschleppt. Der Abscheu und die Kampfbegier Robinsons hinderten ihn nicht, mit äußerster Vorsicht näher zu schleichen und dem Uebereifer Freitags zu wehren. Endlich zielten Beide, „Feuer!“ sagte Robinson. Die Schüsse trachten, zwei Wilde stürzten zu Boden, und die übrigen fuhrn mit allen Zeichen des Entsetzens auf. Ahermals zwei Schüsse! Wieder zwei todtte Feinde. Heulend und rathlos sprangen die auf so räthselhafte Weise angegriffenen Wilden umher. Noch Dreien wurde der Garau gemacht, ehe sich Robinson entschloß, sich zwischen die Feinde zu





wersen. Die beiden Genossen stürzten mit wildem Kampfschrei mitten in den Haufen der Wilden, welche jäh auseinanderstoben und die Flucht zu den Canoes nahmen. Robinson schnitt eilig die Bande durch, welche den Weissen fesselten, und drückte ihm Säbel und Pistole in die Hand. Ein Heil der Feinde hatte sich indessen ermannt und kam soeben, von einem riesigen, eine Keule schwingenden Wilden geführt, auf sie zugesüßt. Während Robinsons und Freitags wohlgezielte Schüsse in dem Haufen mürbten, stürzte sich der gewaltige Anführer auf den eben Befreiten. Vergebens versuchte dieser sich des Angreifers mit dem Säbel zu erwehren, er wurde von ihm umschlungen und zu Boden gerissen, und er wäre verloren gewesen, hätte er nicht rechtzeitig mit der Pistole freie Hand bekommen. Der Schuß trachte und der Wilde brach lautlos über ihm zusammen. Er wand sich unter dem Todten hervor und stürzte sich, den Säbel schwingend, gleichfalls auf die Wilden. Bald war kein Halten mehr, zwei Canoes füllten sich im Umsehen mit den Flüchtlingen und flogen eiligst vom Lande. Robinson sprang sofort herbeieufend, in das dritte zurückgelassene Fahrzeug, um die Feinde noch ein Stück zu verfolgen, — als er plötzlich stugte.

In dem Canoe lag, furchtbar geknebelt, der dritte Gefangene, ein alter Mann. Robinson durchschnitt seine Fesseln. In diesem Augenblicke schrie der herbeieilende Freitag laut auf und stürzte sich ohne Besinnen in das schwankende Fahrzeug, er kniete vor dem Alten nieder, richtete ihn auf, küßte ihn und geberdete sich wie ein Verrückter. Endlich umfaßte er Robinsons Kniee und rief schluchzend und lachend zugleich: „Guter Herr, das mein Vater!“

Robinson war nicht wenig überrascht und erfreut. Er half dem Alten die steifen Gelenke reiben und flößte ihm Rumm ein; endlich gelang es, ihn auf den Strand zu schaffen. Dort erquidete Robinson auch den Weissen, der sich als Spanier zu erkennen gab, und einer der siebzehn Schiffbrüchigen war, zu deren Aufsuchung Robinson und Freitag schon seit Monaten Vorbereitungen getroffen hatten. —

Da die Geretteten infolge der Knebelung und vor Allem der durch einen Speerwurf am Fuß verletzte Spanier unfähig waren, den weiten Weg bis zur Burg zu Fuß zurückzulegen, wurde rasch eine Tragbahre verfertigt und Robinson und Freitag trugen streckenweise die Beiden. Die glücklich Heimgebrachten versanken bald nach ihrer Ankunft in tiefen Schlaf.

Am nächsten Morgen beseitigte Freitag an der Schreckensstätte die Spuren des Kampfes. Der Spanier schilderte inzwischen Robinson sein und seiner Gefährten Erlebnisse, vom Verlust ihres Schiffes ab bis zu ihrer jetzigen elenden Lage. Dabei stellte sich heraus, daß es eben jenes Schiff war, welches vor einigen Jahren vor Robinsons Augen als Wrack versank. Der Gerettete selbst war der Nache eines Häuptlings zum Opfer gefallen. Nach





längerer Verathung mit dem Spanier entschloß sich Robinson zu folgendem Plane: Freitags Vater und der Spanier sollten nach der Insel zurückfahren und die Euro-
päer von dort nach diesem fruchtbareren Giland her-
über holen. Zuvor aber
sollten die beiden Ge-
retteten Robinson und
Freitag helfen, eine
größere Getreidemenge
zu säen und zu ernten,
damit die Ankömmlinge
hinreichende Vorräthe
fänden. Diese Arbeit
wurde rasch in Angriff
genommen und durch die
vom Brack geretteten Alder-
geräthschaften sehr erleichtert, ja
Robinson stellte sogar Zugthiere zum
Pflügen an, nämlich ein Biergespann
seiner zahmen Ziegen. Vor der Abreise ward dann
noch ein Vertrag niedergeschrieben, durch den die
Gefährten des Spaniers sich eidlich verpflichten sollten:

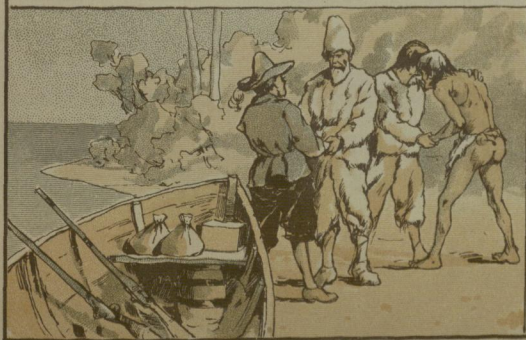


Robinson als Herrn der Insel anzuer-
kennen und ihm als Genossen Treue
und Gehorsam zu geloben.
Endlich wurde das Boot bestiegen
und nach einem rührenden Ab-
schiede Freitags von seinem
Vater fuhr dieser mit dem
Spanier von dannen.

Das Meuterer-Schiff.

Acht Tage darauf lag
Robinson früh noch ver-
schlafen in seiner Hängematte,
da ermunterte ihn Freitags
heller Jubelruf: „Herr, sie sind
da, sie sind da!“ Er beeilte sich,
auf den Felsen hinauf zu kommen,
wo sich Freitag schon befand, und dort
sah er allerdings ein Boot, aber in einer
Richtung, aus welcher die Spanier nicht wohl kommen
konnten. Und als er mit dem Fernrohr Umschau
hielt, fiel sein Auge plötzlich auf ein fernab in der
See, in südöstlicher Richtung
haltendes Schiff.

Die erste Regung glückseliger
Hoffnung auf endliche Erlösung
hielt nur wenige Sekunden an,
denn Robinson beobachtete, daß
in dem Boot elf Männer sich
befanden, von denen drei gefesselt
beim Kiel nebeneinander lagen;
dieser auffällige Umstand gebot
Vorsicht; so bewaffnete er denn
sich und Freitag, und da, der
eingeschlagenen Richtung nach,
das Boot bei eben dem Aufschweif
landen zu wollen schien, wo jüngst
der Kampf stattgefunden, mach-
ten sich beide dahin auf den Weg.
Dort angelangt, gewahrten sie
von ihrem Versteck aus, daß





die drei geknebelten Männer schweigend und düster unter einem Baum saßen, während die andern, offenbar Matrosen, beim Boot zu schlafen schienen. Da weiter Niemand zu sehen war, schloß Robinson, daß die übrigen Insassen des Bootes das Innere der Insel aufgesucht hätten. Er gab Freitag einen Wink, und beide schlichen sich zu den Gefangenen, welche erschrocken aufblickten, als die zwei fremden bewaffneten Gestalten aus dem Gebüsch traten. Robinson bedeutete sie, sich ruhig zu verhalten, und fragte, wer sie wären. Da hörte er denn, daß er den Kapitain, den Steuermann und einen Passagier des in der Ferne haltenden englischen Schiffes vor sich hätte, welche, durch eine Empörung der Mannschaft überwältigt, erst hatten getödtet werden sollen, dann aber auf die Insel gebracht worden waren, um dort ausgelegt zu werden, falls die Insel unbewohnt wäre. „Herr Kapitain“, sagte Robinson mit gedämpfter Stimme, wenn Sie sich verpflichten wollen, bis auf Weiteres mir zu

gehören und später andert-
halb Duzend Menschen von hier mit nach Europa
hinüber zu nehmen, will ich Ihnen wieder zu
Ihrem Schiffe verhelfen!

Natürlich erfolgte freudige Zustimmung; Robin-
son befreite alsbald die drei Männer von ihren
Banden und übergab Jedem eine Pflinte nebst Schieß-
bedarf. „Die Schurken haben zum Glück nur zwei
Gewehre im Boot mitgenommen“, frohlockte der
Kapitain, „und sie können nicht entfliehen, denn die
Ebbe hat ihnen das Boot auf den Sand genagelt.“
Plötzlich horchte er auf; im Walde näherten sich
Stimmen. Er flüsterte Robinson noch zu, daß man
nur die Räbelsführer auf's Korn zu nehmen brauche,
als in geringer Entfernung drei Männer in das
Freie traten. „Gewehr in Anschlag!“ rief Robinson,
und dann laut: „Halt, Ihr da, ergebt euch!“ Allein
anstatt zu gehorchen rannten die Leute schreiend zum
Boote. Dort sprangen die erwachenden Wächter auf
und zwei davon erfaßten die im Boot aufbewahrten





Gewehre. Schiffe trachten — einer der zuletzt angekommenen und die beiden bewaffneten Wächter stürzten, der dritte Wächter nahm eines der Gewehre aus der Hand des gefallenen Genossen und that ein paar Sprünge auf das Boot zu, als wolle er sich hinter dem Bord desselben decken, allein ein wohlgezielter Schuß des Kapitäns vereitelte diese Absicht. Vier Tote lagen auf dem Boden, während die zwei Überlebenden auf die Kniee fielen und die Hände flehend um Vergebung ausstreckten.

„Wir haben Glück gehabt,“ sagte der Kapitän. „Der Erste und der Letztgefallene waren die Schlimmsten unter den Leuten. Den Ueberlebenden mag Verzeihung werden.“

Sie wurden gebunden, ebenso die später arglos aus dem Walde zurückkehrenden Kameraden, welche sich fast ohne Widerstand abfangen ließen. Zwei der Gefangenen, die wenigst Schuldigen, nahm Robinson sogar auf Rath des Kapitäns als Mitstreiter auf und überließ ihnen die beiden erbeuteten Gewehre. Dann schickte er Freitag nach der Burg, um Lebensmittel zu holen, während die Uebrigen die Leichen in das Gebüsch schafften und ein Loch in das Boot bohrten. Man aß und trank und harrte des Weiteren. Gegen Abend dröhnten vom Schiffe her mehrfach Kanonenschüsse, dann stieß ein anderes

Boot ab. Zehn Mann saßen darin, und als sie sich näherten, biß der Kapitän die Zähne zusammen und sprach: „Zwei davon sind des Todes, Tim und Alkins, der Bootsmann, die Hauptverschwörer.“

Die Leute landeten und sprangen auf den Strand, stießen hier laute Rufe aus und untersuchten kopfschüttelnd das durchlöchernte Boot. Nun schritten sie auf das Gebüsch zu und schossen Pistolen ab. Dazwischen aber scholl ganz unerwartet das Knattern zweier Flinten, und zwei der Weiterer lagen leblos da, von des Kapitäns und Robinsons Kugeln getroffen.

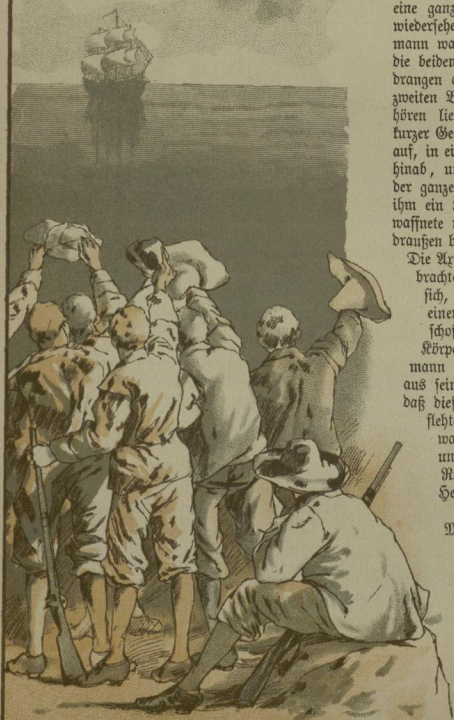
„Sieht Alle und werft die Waffen fort, oder ihr seid des Todes!“ Rang Robinsons Stimme gebieterisch. Der jähe Fall der Kameraden hatte die Uebrigen, von grausem Schreck erfaßten, fast gelähmt. Angstvoll suchten ihre Blicke die im Gebüsch verborgenen Feinde. Allmählich flogen Flinten, Pistolen, Säbel uach hier und dort hin in den Sand. Nun gab Robinson ein Zeichen, und die kleine Schar, sieben gegen acht, trat in das Freie. „Die Waffen in Anschlag gehalten!“ rief Robinson in das Gebüsch, um die Weiterer glauben zu machen, es ständen da noch zahlreiche Hülfstruppen. Das wirkte denn auch; keiner der Auführer machte einen Versuch, sich zu wehren, als man ihnen die Hände zusammen band und sie abführte.

Die Eroberung des Schiffes.

Die Gefangenen wurden für die Nacht in die Burg gebracht, die Unzuverlässigen von ihnen in die Kryptalhöhle. Nach einer Beratung mit dem Kapitain bot Robinson am andern Morgen der Mehrzahl Straßlosigkeit für ihre Meuterei an, wenn sie unter des Kapitains Befehl helfen wollten, den Rest der Meuterer auf dem Schiffe zu überwältigen. Sie willigten ein und looseten zwei Geiseln aus, welche bei Robinson zurückbleiben und mit ihrem Leben für die Treue der Uebrigen einstehen sollten. Der Kapitain wartete das Hereinbrechen des Abends ab, ehe er sich mit zwölf Mann, die Hälfte in dem unbeschädigten, die andere in dem angebohrten Boot, welches man inzwischen wieder seetüchtig gemacht hatte, in Bewegung setzte. Sein Herz klopfte doch ein wenig, als sie den Ruf der Schiffswache beantworten sollten. „Sicher zurück und alles in Ordnung!“ rief ein Matrose zum Deck hinauf. „Das ist eine ganz verhezte Insel, auf der man sich für Nimmerwiedersehen verlaufen kann.“ Der Kapitain und der Steuermann waren zuerst oben: ein paar kräftige Säbelhiebe, und die beiden Wächter waren für immer stumm. Inzwischen drangen auch schon von der anderen Seite Leute aus dem zweiten Boot in die Gegend der Klüde hinab, wo sich Stimmen hören ließen; dort fanden sie drei Mann, welche sie nach kurzer Gegenwehr überwältigten. Von dem Lärm wachte Alles auf, in einer Minute erschienen Köpfe, tauchten aber schnell wieder hinab, und ein paar Sekunden später wußte der Anführer der ganzen Meuterei, der Oberbootsmann in der Kajüte, daß ihm ein Kampf auf Leben und Tod bevorstand. Man bewaffnete und verhaselte sich dort rasch, und dem Kapitain draußen blieb nichts übrig, als die Lärme aufsprengen zu lassen.

Die Artschläge des Steuermanns und dreier Matrosen vollbrachten das Werk bald genug: vier Gewehrläufe zeigten sich, vier Schiffe trachten, und der Steuermann stieß einen dumpfen Laut aus, der linke Arm war ihm durchschossen worden, neben ihm aber fielen schwerfällig die Körper zweier Matrosen nieder. Zornig hob der Steuermann den rechten unverwundeten Arm und ein Schuß aus seiner Pistole fuhr in die Stirn des Oberbootsmanns, daß dieser jäh hintenüber schlug. Die drei anderen Feinde stellten in Todesangst um. Fardon. Zehn Minuten danach war der kleine Rest der Besatzung dingfest gemacht und die donnernden Schläge der Kanonen verkündigten Robinson, wie verabredet, daß der Kapitain wieder Herr seines Schiffes sei.

Mit welcher Freude empfing Robinson am andern Morgen den Kapitain! Mit welchem Dankgefühl umarmte ihn dieser! Da lag das stolze Schiff und Robinson hätte unverzüglich sich zu ihm hinüber begeben und die Fahrt nach der geliebten, heißersehnten Heimat antreten mögen. Allein der stumm stehende Blick Freitagss machte ihn, daß er noch warten müsse. So vertrieb man sich denn die Zeit bis zur erwarteten Ankunft der Spanier so gut es ging. Robinson erzählte seine Erlebnisse und zeigte seine Schöpfungen zu Aller Staunen und Bewunderung. Wie glücklich war unser Robinson, endlich wieder





mit Genossen seiner europäischen Heimat verkehren, von den Ereignissen auf dem Festlande hören zu können und Verständniß für alle seine Fragen zu finden! Eine traurige Erfahrung war leider noch für den armen Freitag aufgespart: als die Spanier endlich anlangten, suchte sein Auge vergebens den alten Vater. Er war inzwischen gestorben. Nun hielt ihn nichts ab, Robinson auch in dessen ihm unbekannte Heimat zu begleiten. Nicht leichts Herzens trennte sich dieser von dem Ort seiner achtzehnjährigen Einsamkeit und Arbeit, die ihn zu einem ernsten, tüchtigen Mann und einem gottesgegebenen Christen erzogen hatten, und als die sieben Spanier, welche auf ihren Wunsch zurückblieben, um sein Erbe auf der Insel anzutreten, dem scheidenden Schiffe Abschiedsgrüße nachwinkten, stand der ehemalige Herr der Insel, den Hund neben sich, den Papagei auf der Schulter, stumm an Bord während eine Thräne ihm über die bärtigen Wangen lief.

In der Heimat.

Es gab eine glückliche Fahrt. In einigen Monaten sahen sie die spanische Küste, und dank-

füllten Herzens schieden die spanischen Gäste vom Schiffe. Und weiter ging es, an Frankreichs Küste hin, dort kam endlich auch England in Sicht. Allein der Kapitain geleitete dankbar seinen Vetter, ohne zu landen, bis Hamburg. Robinson wagte hier nicht, sofort das Elternhaus aufzusuchen. Er besuchte unerkannt als Fremder einen Vetter, und da erfuhr er denn: der Vater lebe noch, die Mutter aber sei schon lange gestorben. Der Vetter geleitete ihn und Freitag, der gleich seinem Herrn europäische Kleidung angelegt hatte, zum elterlichen Hause. „Hier ist ein Fremder, der Dich sprechen will, Oheim Ernsuo“, sagte jener, in die Wohnstube des alten Kaufherrn tretend, zu dem Greise, der unbehüßlich im Lehnstuhl saß. Robinson blieb athemlos und mit pochendem Herzen in der offenen Thür stehen, als er die gebrochene Gestalt seines alten Vaters erblickte. Hinter ihm stand Freitag, mit Pol auf der Hand und Arm neben sich. Auch er war von tiefster Nührung übermannt. Robinson preßte die Hand auf's Herz und stürzte in das Zimmer. Hier stand er eine Weile in tiefster Bewegung. Mit einem Male fiel der vermeintliche Fremde zu den Füßen des Greises nieder, umfaßte seine Kniee und rief schluchzend: „Ich bin Robinson, dein verlornen Sohn, aber ein neuer Mensch nun, mein theurer Vater; kannst du dem Neigen verzeihen?“ — „O Gott“, rief der alte Mann, tief erschüttert, „Sei gesegnet, mein Sohn, mein tot geglaubter, und sei dankt, du Vater im Himmel, daß du mich das erleben lässest! Nun kann ich in Frieden zur Grube fahren.“

Es war eine Seligkeit, dieses Wiedersehen — nicht zu beschreiben! Siet's aufs neue schlossen sich Beide unter heftigen Schluchzen und Klostojungen in die Arme. Der Vetter lief und holte die ganze Verwandtschaft und Nachbarschaft zusammen, und Robinson mußte immer aufs neue anfangen, jedem der Hinzukommenden, die ihn mit freudigstem Staunen begrüßten, von seinen Abenteuern, seinem



Leben auf der Insel und von seinen Wandlungen zu erzählen. Freitag war der Gegenstand des allgemeinen Interesses. Man trug Speisen auf und blieb bis in die Nacht beisammen. Immer wieder umarmte Robinson zitternd vor Freude seinen alten Vater. In der Frühe des andern Morgens besuchte er das Grab der Mutter und manchen Thräne des Dankes und der Reue fiel auf ihren grünen Hügel. Dann ging Robinson und nahm rührenden Abschied von dem Kapitain, der ihm immer wieder seine Dankbarkeit versicherte, und sein Eigenthum in das Elternhaus schaffen ließ. Dazu gehörte auch jene Kiste mit Gold und Geschmeide, die jetzt ein willkommener Besitz war, um des Vaters letzte Tage und Robinsons wie Freitags Zukunft sorglos zu gestalten. Robinsons Vater hatte in Folge seiner andauernden Krankheit schon eine Reihe von Jahren seinen Geschäften nicht mehr leben können und durch unglückliche Unternehmungen fast sein ganzes Vermögen verloren. Er starb nach einigen Jahren in den Armen seines Sohnes, von diesem innig betrauert. Robinson bettete ihn neben seiner guten Mutter. Das Bewußtsein, wenigstens die letzten Jahre seines Lebens noch durch treue Liebe versichert zu haben und so einen kleinen Theil seiner Schuld gegen seine Eltern haben abtragen zu können, blieb seinem Herzen der beste Schatz.

Robinson nahm nach Jahresfrist eine Gattin und bald wurde ihnen eine Schaar blühender Kinder geschenkt, die sie

in Liebe und Gottesfurcht aufzogen. Oft noch dachte er mit Sehnsucht seiner lieben Insel, von deren kleinen Colonie nach einigen Jahren erfreuliche Nachrichten einliefen. Ein portugiesisches Schiff war dort gelandet. Er sandte den Ansiedlern mit einem englischen Schiffe, dem er die Landung an der Insel zur Pflicht machte, eine Auswahl derjenigen Werkzeuge zum Geschenk, die er vor allen anderen während seines Aufenthaltes vermisst hatte, eine Menge Messer, Scheren, Nadeln, Spaten, außerdem Kleiderstoffe, Schuhe und Strümpfe. Sie hatten in der Nähe der Höhle eine Anzahl stattlicher Hütten, auf der Stelle aber, wo sie gelandet, ein Kreuz errichtet, vor dem sie ihre Abendandachten hielten. Das Eiland selbst aber nannten sie: die Robinsoninsel.

Robinson hielt Freitag wie einen Bruder. Wie oft mußte der gute, alte Onkel Freitag seinen Kindern und denen der Nachbarn noch die Geschichte ihrer wunderbaren Erlebnisse erzählen und wie herzlich bat er sie stets, sich vor Leichtsinns und Trägheit bei Zeiten warnen zu lassen, ehe das Schicksal sie in seine rauhe Schule nähme, wie es Robinson in seinen jungen Jahren geschehen!

Freitag starb im fünfundsiebenzigsten Lebensjahre. Robinson aber erreichte ein noch höheres Alter, und starb, reich gesegnet und von den Seinen umgeben, Worte der Ergebung und des Dankes gegen Gott auf den Lippen.



Ranb.
Dymiodi.
(4.-) Dil/ry (g: d)



Uns: Unser Hausglück.

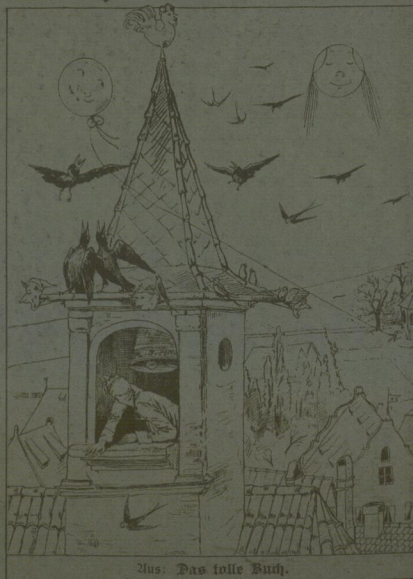


Uns: Robinson.

Bilderbücher - Verlag von



Uns: Fragemäulchen.



Uns: Das tolle Buch.

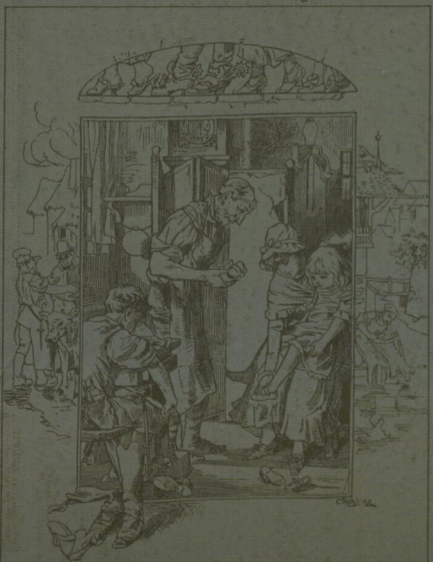


Ans: Kater Murr.

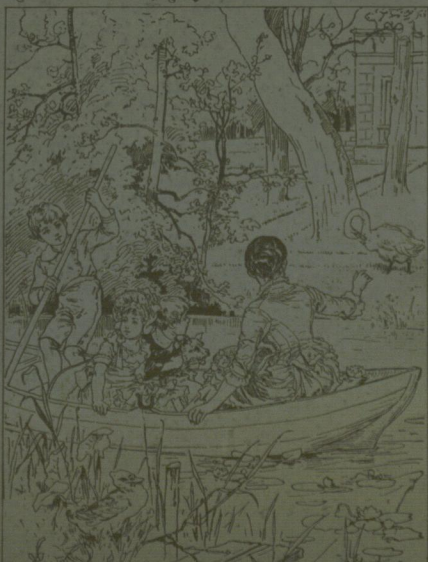


Ans: Kinderhumor.

Meißner & Buch in Leipzig.



Ans: Fragemäulchen.



Ans: Unser Hauspflüch.



KODAK GRAY SCALE

C

Red-Filter Negative

Cyan Printer

M

Green-Filter Negative

Magenta Printer

Y

Blue-Filter Negative

Yellow Printer

00

A

.10

.20

.30

.50

.70

M

1.00

1.30

1.60

B

1.90

black

3-color

white

cyan

violet

magenta

primary red

yellow

green

KODAK COLOR CONTROL PATCHES

These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.